NR. 10 1914

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

JUNI

JNHALT:

Franz Blei, Marginalien zu Wedekind / Charlot Strasser, Sonsonate / Hetta Mayr, Das Idol / Carl Hauptmann, Das Rätsel um Rebekka Fumfahr / Lenore Ripke-Kühn, Expressionismus und Plastik / René Schickele, Die Mädchen / Walter Hasenclever, Der Sohn / Gustav Meyrink, Der Golem

Feststellungen: Anläßlich des Sechstage-Rennens / Frederik van Eeden, Glückliche Menschheit / Maurice Barrès, La Grande Pitié des Eglises de France / Sainte-Beuve, Frauenbildnisse aus vier Jahrhunderten / Fallmerayer, Schriften und Tagebücher / Journalismus am falschen Ort

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

ZEHNTES HEFT 1. JAHRGANG JUNI 1914

INHALT:

Seite

Franz Blei, Marginalien zu Wedekind 1015

Charlot Strasser, Sonsonate 1030

Hetta Mayr, Das Idol 1039

Carl Hauptmann, Das Rätsel um Rebekka Fumfahr 1043

Lenore Ripke-Kühn, Expressionismus und Plastik 1048

René Schickele, Die Mädchen 1053

Walter Hasenclever, Der Sohn 1070

Gustav Meyrink, Der Golem 1114

Feststellungen 1135

Anläßlich des Sechstage-Rennens / Frederik van Eeden, Glückliche Menschheit / Maurice Barrès, La Grande Pitié des Eglises de France / Sainte-Beuve, Frauenbildnisse aus vier Jahrhunderten / Fallmerayer, Schriften und Tagebücher / Journalismus am falschen Ort

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1914 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ERSTER JAHRGANG

NR. 10 JUNI 1914

MARGINALIEN ZU WEDEKIND

1. In den vier Szenen, die wegen der für das Stück ganz gleichgültigen Beschäftigung zweier Personen mit der Musik, lehrend und lernend, »Musik« heißen, stellt sich Wedekind in der Figur des in seinen besten Absichten sich irrenden und moralisch verkannten Literaten Lindekuh vor, und sagt sich Wahrheiten über sein unpraktisches, aber vom reinsten Idealismus getragenes Verhalten, er fixiert sein Profil wie er es haben will nicht nur, sondern wie es sicher auch sein könnte, wenn dieser Idealist nicht nur seiner besten Absichten, sondern auch seiner Ideale ganz sicher wäre. Und das ist er nicht. Sicher ist ihm nur, daß der Mensch, der das Beste will, heute wie immer verkannt und ausgelacht wird. Das ist eine etwas abestandene Romantik vom Genie in der Dachstube, und Wedekind hat sie in einigen und seinen überflüssigsten Stücken immer wieder vor seine Zeitgenossen gebracht mit der ganzen, etwas maniaken Insistenz eines zum bösen Menschen verkannten guten Menschen. Er hat Stücke über seine wahren Absichten geschrieben, d. h. über sich selber, und gibt sich dazu das Recht daraus, daß man die anderen Stücke, als welche die Paradigmata seiner verkündeten guten Wahrheit sind, verkannt, ja ins Gegenteil mißverstanden habe. In Wedekinds eigener Vorstellung nimmt seine Kunst den geringsten Platz ein — »ich habe mein halbes Leben ohne Kunst gelebt«, heißt es in einem Stück, und zum Verfasser einmal vor Jahren »meine Stücke sind Annoncen«. Wedekind traktiert moralisch in Kunstformen: es ist sein Wille, nicht meiner, daß sich diese Randbemerkungen zu seinem Werke mehr um Wedekinds moralische Gedanken kümmern als um ihre Art der Mitteilung.

2. Ich weiß, man muß das bißchen heutige Literatur sehr zart anfassen, damit es einem nicht unter den Fingern bleibt. Die robustere Faktur Wedekinds verträgt ein derberes Zugreifen. Gesammelte Werke sind zudem weniger empfindlich als ein Anfang. Es gibt eine Generation, die sich, von Snobism abgesehen, nach Wedekind orientiert, wie eine andere nach Hofmannsthal, eine dritte vielleicht nach Hauptmann. Und dieser Umstand einer Vorbildlichkeit verpflichtet zu einer deutlichen Aussprache.

3. Keinem Zweifel möge die immer auf das Moralische gerichtete Endabsicht Wedekinds unterliegen. »Ich habe mein halbes Leben lang ohne Kunst gelebt. Ohne Religion könnte ich nicht eine Minute leben,« und »die Wiedervereinigung von Heiligkeit und Schönheit als göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere«, so wird diese Wedekindsche Religion etwas schöngeistig definiert. »Ihnen fehlt die anima candida, die seelische Lauterkeit dazu«, wendet der Priester ein, worauf W.: »Der untilgbare Fluch, den ich in dieses Erdendasein mitbekommen habe. Was ich mit dem tiefsten Ernst meiner Überzeugung ausspreche, halten die Menschen für Lästerungen usw.« Und »In keiner meiner Arbeiten habe ich das Gute als schlecht oder das Schlechte als gut hingestellt. Ich habe die Folgen, die dem Menschen aus einer Handlung erwachsen, nirgends gefälscht. Ich habe diese Folgen überall und immer nur in ihrer unerbittlichen Notwendigkeit zur Anerkennung gebracht.« Er »sucht sein Inneres mit den Gesetzen, durch die die Welt regiert wird, in Einklang zu bringen«. Er »arbeitet an einem Werk, durch das die Widersprüche, in denen ich mich seit meiner Kindheit befinde, endlich aufgehoben werden sollen. Ich sehe seit Jahren nicht ein, warum die Verehrung, die wir schönen Farben, schönen Körpern, der ganzen Schöpfungspracht entgegenbringen, warum sich diese Gefühle ewig in den Haaren liegen sollen. Das war früher anders.« ⟨»Griechenland«! d. V.⟩ Der Streit kommt daher, daß wir die erhabene Schönheit geistiger Gesetzmäßigkeit so wenig würdigen, wie wir die unerbittliche Gesetzmäßigkeit körperlicher Schönheit einsehen. Der Geist ist uns ein strenger Zuchtmeister, die Erscheinungswelt ist uns ein loser Possenreißer. Die Freude am Geist, die Ehrerbietung vor der Erscheinungswelt, das sind die beiden Elemente, die

ich, bevor ich sterbe, noch miteinander aussöhnen möchte.« Das sind die Worte, die in einem sehr vagen Philosophieren den die Aufführungen verbietenden Staatsanwälten sagen, daß, was alle anderen wissen, Wedekinds Stücke die guten Sitten nicht untergraben. Wedekind sagt mehr noch: daß sie sie fördern. Was, wie wir wissen, jedes Kunstwerk tut, weil es nicht anders kann. Was jedes Kunstwerk ohne besondere Absicht darauf tut. Moral ist ein Zustand, keine Lehre. Die Moral der Moral wegen wollen, ist ein Unsinn. Das Faktum Mensch ist moralisch oder unmoralisch, aber es ist nicht für eine Moral da. Wedekinds eben zitierte Worte sind die Apologie eines Werkes. Nun zu diesem.

4. Vor zehn Jahren noch hätte Wedekind darüber gelacht, heute — keiner hat ungestraft ein Publikum — tut er dem Snobism, der ihn dort voll Sinn findet, wo er voll Schabernack ist, schon den Gefallen, mit diesem Snobism den Tiefsinn zu finden. Jener Titel Wedekinds »Musik« kann in Wedekinds Anschauungen über die fundamentale Wichtigkeit der Sexualentfaltung auch das bedeuten, was er in der Franziska wo sagt: »Der Gesangsunterricht vergewaltigt Lehrer wie Schülerin. Die Schülerin fühlt sich mißhandelt und lechzt nach ihrem Peiniger. Den Lehrer peitscht die Nervenanspannung auf, die er in der Schülerin hervorrufen muß. Jede Übungsstunde endet mit einem Liebesfest.« Fräulein Hühnerwadel ist eine jener vom Leben Enterbten, für welche die Musik der Ersatz aller unerreichbaren Schätze ist. Praktiziert sie diesen Ersatz ins Leben zurück als richtige Liebschaft, dann stellt sich ihre Armut sofort heraus, die sie eben auf nichts als auf die Musik wies, und sie erfährt das banalste Unglück, jenes nämlich, das lächerlich wird. Es gibt Frauen, für welche bei Gefahr ihres Lebens die Musik die einzige ihnen mögliche Art ist, die Liebe, allerdings ganz autoerotisch, zu genießen. Immerhin scheint mir die Musik nicht ganz damit definiert zu sein, daß sie der sicheren alten Jungfer ein Surrogat der Liebe abgebe, aber die Beziehungen, die Wedekind aus allen Dingen zum Sexual-Sinnlichen führt, sind ihm die natürlichsten nicht nur, sondern die einzigen, und so nennt er diesen Einzelfall der Musik als Surrogat magistral »Musik«. Auch von der anderen Seite her: »Veit Kunz: Ich werde Sie zur Sängerin ausbilden. Franziska: Ich habe gar kein

Musikgehör. Kunz: Sie haben unendlich viel mehr. Sie sind so ebenmäßig gewachsen, wie sich das unter tausend Sängerinnen nicht zweimal findet.« Die Anwendungen dieses Satzes in seiner Umkehrung sind gar nicht zu übersehen. In einem Gespräch widerlegte Wedekind einmal eine abfällige Kritik des Kantischen Werkes mit der Bemerkung: »Er war ein großer Frauenkenner.« Der Fanatismus, mit dem Wedekind die Physik des Menschen zur notwendigen Voraussetzung aller seiner nur irgend möglichen Fähigkeiten und Erfolge macht, hat die Leidenschaftlichkeit eines pervertierten Ressentiments. Ich weiß die schönen Beine einer Frau zu schätzen, möchte aber doch nicht mit ihnen den Kantianismus beweisen, noch jene mit ihm. Die Sachen sind immer am besten dort, wo sie hingehören, wenn der denkerische Einheitsbezug so willkürlich ist, und dabei noch wie bei Wedekind ganz in einem, nichts als sozial bestimmten Moralischen liegt.

5. Ich begegne gleich einem Einwand. Wedekind gibt der Welt des Geistes ihre durchaus eigenen Voraussetzungen, und nicht jene der sinnlichen Welt. Er findet nur die geistigen Gesetze der Wahrheit so wenig geachtet oder so sehr verheuchelt, wie die sinnlichen Gesetze der Schönheit. Wahrheit und Schönheit seien göttliche Attribute, und Gottesdienst ist der Dienst der einen wie der anderen. Aber die Menschen schlügen die Wahrheit mit einer gefälschten Schönheit und die Schönheit mit einer falschen Wahrheit tot. Und fischten dabei im Trüben vertrübter, schmutzig gewordener Sinne. Das ist, wenn ich recht lese, Wedekinds Standpunkt. In seiner Liberalität weder neu noch erschütternd, aber ein Dramatiker kann heutzutage damit auskommen. Das Theaterpublikum besteht zum großen Teil aus geistigen Analphabeten, die gerade nur ihre Zeitung buchstabieren können. Die Ideenwelt der Dramatiker braucht daher nicht unerhört zu sein, — der Schalltrichter der Bühne gibt ihr schon das weittragende Volumen, und die Zeitungen sorgen für kräftige Räsonanz. Ein heutiger Dramatiker kommt also für Lebenszeit mit zwei, drei Gedanken aus, die ein Gebildeter zu denken sich schämte. Es liegt an Wedekind, daß wir uns bei diesem Gedanken aufhalten, und sie nicht der Mühe wert finden, die er sich mit ihnen nicht zum Vorteil seines Werkes macht.

6. Geist und Sinnlichkeit in ein Verhältnis zu bringen, bei dem keines weniger oder mehr hat als das andere, ein solches moralisches Equilibrium der von Wedekind als sehr gegensätzlich gesehenen Kategorien herzustellen, gewissermaßen zur höheren Ehre Gottes, ihres Schöpfers, solche Versuche riechen immer etwas nach schlechtem Gewissen eines entweder im Geiste oder im Fleische Schwachen, ja, daß es hier zur Konstatierung einer Polarität überhaupt kommt, scheint mir schon schlechtes Gewissen zu sein, Katzenjammer des Denkenden nach dem sinnlichen Erlebnis. Die Aussöhnung, die wechselseitige Heiligung ist ein Versuch, über die bekannte tristitia, die nicht taedium bedeutet, wegzukommen, die unleugbar immer da ist, wenn ihr vorhergehender Erreger nur einiges mehr war als der nichts als mechanische Funktionalismus der Prokreation. Ich verstehe mich nicht auf das, was man die gesunde Sinnlichkeit nennt, und traue dem Begriff nicht, ohne daß ich damit alle Vorkomnisse des sexuellen Lebens als richtig, normal und in Ordnung bezeichne. Ich halte die »gesunde Sinnlichkeit« für ein sozial nötiges Vorurteil, für ein juristisches Regulativ, für ein pädagogisches Mittel, aber weder für eine medizinische noch psychologische, noch gar philosophische Feststellung einer Tatsache des Lebens. In das körperliche Spiel werden von den dabei Beteiligten seelische und geistige Qualitäten gezogen, die das Fleisch immer als unzulänglich empfinden werden ‹nicht nur physikalisch!›, und daraus die tristitia. Den Trieb, den anderen ganz zu besitzen, befriedigt nur der Lustmörder: er nimmt das andere Leben für immer in sich auf: er vernichtet die Möglichkeit einer Wiederholung, die ihn an das Vergebliche seines ersten Versuches lächelnd weist. Die Repetition des Vergehens in der brünstigen Agonie macht dem Geiste dieses Vergehen problematisch und zum Leide. Und das ist ganz gut so. Die Notwendigkeit eines sogenannten griechischen Hedonismus, den es nie gegeben hat, ist nicht einzusehen, denn er wäre in seiner Lauwärme unerträglich. Es ist, gewiß, eine Lust zu leben, aber daß es auch immer ein Vergnügen sein soll, dagegen bin ich der Lust wegen, um die jeder Ausgleich ins konstant Behagende brächte. Der Geist wird ganz vergeblich gebeten, dem Fleische einen Kuß der Weihe auf die Stirn zu drücken. Er sträubt sich, seit er besteht, und dieses

Sträuben hat das Gebot des Dekalogs notiert, nicht ante, sondern post actum. Denn nicht die religiöse Vorschrift stellt sich gegen die »Sünde des Fleisches«, sondern die menschliche Art, oder sagen wir die europäische Artung, welche Stellung ihr so wichtig, so wesentlich ist, daß sie ihr sogar im Religiösen Ausdruck und Festlegung gab. Auch bei den Griechen, wenn auch nicht bei den fiktiven mit Weinlaub im Haar, wie sie sich Wedekind mit vielen denkt. Vielleicht nicht bei den Bantunegern und Lolovölkern, deren wenige Artpartikel wir aber in unserem europäischen Menschen so miteingeschlossen tragen — denn wir sind in gewissem Sinne eine ethnographische Endsumme —, daß wir auf das Besondere der Bantu nicht zu reflektieren brauchen. Die Sinnlichkeit verbraucht ihre Organe wie die Nahrungszufuhr endlich auch den Magen verbraucht: beides ist im Sinne der Erhaltung der Art — ein Staatsinteresse — »gesund«, aber im Sinne des Individuums ist die Frage auf gesund oder nicht gar nicht zu stellen. Wir leben »gesund«, wenn wir nach den uns gegebenen Bedingungem Leibes und Geistes leben, wie immer auch diese Bedingungen sein mögen. Aber die in eine Majorität vereinigten mehreren gleichen Bedingungen erheben sich zum allgemeinen Gesetz und haben Recht, denn die Menschen haben sich bisher immer mehr für ihr Leben interessiert, als für ihr Sterben. Die am Leben Interessierten haben den Arzt erfunden, der das Leben flickt, aber dem Tod nicht auf den Leib rückt, da es den für die Art nicht gibt, sondern nur für das Individuum. Darum kurieren dich die Ärzte auch immer auf das Gesundheitsideal eines Bauerlackels hin, weil sie der Exponent der am Leben interessierten Allgemeinheit sind und für den Tod des einzelnen nichts übrig haben. Der allgemeine am Leben interessierte Mensch formulierte sich nicht nur religiös, sondern auch staatlich. Der Staatliche nennt das Quantum Sinnlich »gesund«, das gerade hinreicht, die Gattung zu erhalten unter Verminderung des sich im Sinnlichen verbrauchenden Individuums. Exzesse verbrauchen den Sinnlichen schneller, vielleicht noch bevor er sich im Nachkommen ersetzt hat: der Staatliche ist also nicht für Exzesse, er ist für Ökonomie, ist für Kinderzeugen, korrigiert die Tristitia mit den Freuden des Familienlebens, kennt und will keine Mittel zur Verhinderung der Konzeption und

findet sich mit der Prostitution ab, durch ganz willkürliche, restlose Reglements, die er in subalterne Hände legt, damit kein Schatten auf die »Staatshoheit« fällt, welche sinnliche Betätigung nur mit Kinderfolge kennt. Der Staat hat hier im großen ganzen das Klügste getan, was sich überhaupt im Sinne des am Leben interessierten, allgemeinen Menschen tun läßt. Wedekind ist anderer Meinung, aber einer falschen. Er ist nämlich vieler Meinungen, verschiedener Meinungen. Unter anderen auch dieser, daß das Freudenmädchen einen herrlichen Beruf hat, denn sie lebt, und das sei gut, ihren Sinnen und damit der Verherrlichung, der gewünschten, der körperlichen Schönheit. Ob das Mädchen, das sich dieser Beschäftigung zuwendet, sinnlich oder kalt ist, darüber streiten die Gelehrten, die diese Mädchen nicht besuchen. Sondern nur untersuchen. Das erfolgreiche Freudenmädchen wird wie jede andere Frau, die ihre Beziehung zum Mann erfolgreich haben will, sinnliche Genüsse zu wecken und zu befriedigen imstande sein. Anders berichtet die Geschichte nicht von ihr, oder auf einem anderen Blatt. Wedekind sagt also, es sei an sich ein Freudenleben und das rechte Leben. Aber dieses Leben »an sich« gäbe es leider nicht. Lulu macht ihren Sinnen alle Ehre, sämtliche Liebhaber bestätigen ihr und uns das, aber bis auf einen starken Konsum von Männern ist anderes in diesem Freudenleben nicht zu sehen als Not, Elend, Gefängnis. Wedekind sagt nun, das läge nicht an Lulu, deren Eignung zum Glück aus eben ihrem sinnlichen Genie ganz fraglos sei, sondern es läge an der Welt, die sich gegen die Sinnlichkeit mit allen Waffen bewaffnet habe. Lebten wir richtig, das heißt in dem griechischen ‹d. h. Wielandschen› Idyll, dann wäre Lulu kraft ihres Genies Kaiserin. Der um- und gegenstehende Geist habe eine falsche Suprematie über die Sinne und ihre idealen Verkörperinnen, die Huren, und daher entstünde Unnatur und Raffinement und Perversion, die Tragödie dieses heroischen Lebens aller sinnlich Abundanten. Die Freudenmädchen sind die Opfer ihrer virtus, die Wedekind auch zur vertu wird. Und Wedekind ist, wie er sagt, das Opfer einer ganz falschen Anschauung über ihn, als welche sei, daß er, der die Heiligkeit des Fleisches lehre, als Lehrer der Unsittlichkeit gelte. Er wird zugeben, daß sich das Publikum weniger für seine Moralität, als für den Vaginismus

seiner Frauengestalten interessiert. Das Wort ist gesagt: Vaginismus. Es ist zu erklären.

7. Daß der Dichter Wedekind, wenn er dazu Lust und Talent hat, Frauen ins dichterische Leben bringt, deren sexueller Appetit männliche Bataillone zur Befriedigung braucht, dagegen ist nichts zu sagen. Das hängt im Gefallen nur von seiner dichterischen Kraft ab. Er hat die in ihren Geschlechtsempfindungen uns fremde Gräfin Geschwitz so stark Gestalt werden lassen, das heißt Symbol ihrer selbst, daß wir allen Respekt davor haben. Aber sehr wenig vor allen den Lulus und Effis, die um einer Theorie willen da sind, wenn man das, was sich Wedekind hier denkt, schon eine Theorie nennen will. Diese unersättlichen Mädchen, diese Raubtiere laufen zu sehr immer mit den offenen Schenkeln herum, die mehr an die Position vor dem untersuchenden Arzt, als an die dem Liebhaber gefällige erinnern: sie sind wunschgenährte Erdenkungen Wedekinds, denen er seine Sinnlichkeit zu geben glaubt, indem er ihnen seine Anschauungen über die Sinnlichkeit gibt. Lulu, Effi, Lisiska: diese Frauen sind nicht, wie man gegen Wedekind sagte, frenetische Hysterikerinnen, welches Urteil sich mehr auf die schauspielerischen Darstellerinnen dieser Figuren stützt, als auf diese selber. Nach dem Schema der Hedda Gabler sind sie nicht zu spielen. Die Darstellerin der Lulu müßte nichts als schönes Fleisch sein und weder Nerven noch Intellekt haben, um Wedekinds Absichten zu erfüllen, denn für ihn sind Lulu und Lisiska reine Toren, Unschuld und schönes Gefäß, wollen nichts, denken nichts, wirken alles, was geschieht, durch nichts sonst aus, als durch ihre sinnliche Animalität, von der sie keine Bewußtheit haben, aber allen ihren Verstand vielmehr haben sollten, denn der programmatische und predigende Eifer Wedekinds macht oft auch diese Unschuldigen zu Sprachrohren dessen, was er zu seinem Thema zu sagen hat, und zerstört damit eben ihre Unschuld. Und so werden diese Rollen doch immer der intellektuellen Darstellerin zufallen müssen und den hysterischen Klaps bekommen, durch den sie überhaupt erst menschlich werden. Von Wedekind allein her erinnern sie mich manchmal an eine Maschine, die mir ihr Erfinder vorführte: sehr geistreich war sie und sprach er auch darüber, um zum Schluß zu sagen: »Sie hat nur einen Fehler: sie geht nicht.«

8. Kam in der Literatur das Freudenmädchen früher vor, so war es ein larmoyantes Geschöpf, an das der Verfasser sein sentimental-soziales Pathos gab. Das war sehr fade und falsch, weil es sehr theoretisch war. Wedekind korrigierte den Irrtum, der hier nur soziale Frage sah, und sagte: das Freudenmädchen ist das Weib schlechthin, ist großartigste Erfüllung ihrer Bestimmung, ist Glück, Freiheit, Herrschaft; wenn es anders aussieht, wenn es anders ausgeht, so ist daran nur die Verlogenheit der Gesellschaft schuld, die vereinte Macht der Unsinnlichen, Dummen, Entmannten. Er sagt, die öffentliche Verachtung, die das Freudenmädchen erfährt, ist die Rache, welche die Unfreien dafür nehmen, daß dieses Mädchen die Freiheit hat. Ich bemerke gleich, daß Wedekind auch das Gegenteil sagen kann; aber sein Beurteiler kann keine bessere Kenntnis dessen, was Wedekind meint, haben, als Wedekind selber, der, wie gesagt, nicht immer seiner Meinung ist. Beiläufig stimmen wird es, wenn man sagt: Wedekind sucht als ein Mensch mit lebhaften Interesse für die moralischen Angelegenheiten Gründe für die außerordentliche Sympathie, die er für die Freudenmädchen empfindet. Seine Sympathie gibt ihnen Bedeutungen, eine Welt nicht nur, sondern auch eine Weltanschauung, die er ganz christlich färbt, ohne sentimental zu werden. Für alles das sucht er tiefere Gründe, ja fast ein System. Seine Passion allein genügt seinem ins Theoretisieren, ins Systematisieren unglücklich verliebten Geist nicht. Irgendwie spielt gewiß der Protest gegen die Bürgerlichkeit mit, aber es hieße Wedekind allzusehr in der Bürgerlichkeit beschlossen annehmen, wenn man die benannte Sympathie allein daraus erklären wollte. Er hat im Frühlingserwachen, in Novellen, in einigen Gedichten zu vieles Dichterisches, das heißt Ewiges, als daß er seine Problematik der Werte nur aus der Welt der bourgeoisen Werte gewinnen könnte, in der Scheinantithese des Paradoxen, das durch Umkehrung eines Gemeinplatzes die »Wahrheit« gefunden zu haben glaubt, so vieler solcher Dinge sich auch in seinen Schriften finden. Immer, oder mindestens oft, ist eine Tendenz zu merken, die über bourgeoise Wertungen zu ewigen Werten will; daß sich ihm diese nur sehr verschwommen zeigen, ist Pech persönlichen Schicksals mehr als eingeborene Natur. Man möchte sagen, Wedekind hat etwas zu spät sich um das Bauzeug gekümmert,

das einer braucht, der die Welt denken will. Es langt kaum zu einem Gerüst, und selbst davon hat er manche Balken bei schwindelhaften Lieferanten erstanden. Ein Durcheinander von Zufallslektüre, in die mehr Vorurteile als Urteile eine Ordnung zu bringen suchen und die Unordnung nur noch heilloser machen, wobei ihm auch der oft angerufene liebe Gott nicht hilft, der diesen fatalen Gläubigen belustigt zusieht.

9. »Nicht Gedanken zu produzieren ist die Aufgabe des Dichters, sondern . . .« Ich weiß, ich weiß, der Dichter hat das ihm von niemandem auf der Welt geneidete Recht auf den Kretinismus und lebt von Empfindungen usw., die er direkt durch die Nieren in das Familienblatt schwitzt. Aber Wedekind lebt in der Vorstellung der Zeitgenossen und in seiner eigenen als ein Denker, Sozialethiker und Frauenrechtler: seine gedanklichen Bestände wären also auch dann zu prüfen, wenn die Meinung vom Dichter, er sei ein Ganglienbündel, recht hätte. Nicht nur bringt man sein Werk heute in ein System von Anschauungen und Werturteilen, sondern Wedekind selbst tut das. Man kann beides nicht ablehnen und sich »an die Kunst halten«, denn diese ist in ihren letzten vier oder fünf Hervorbringungen ganz allein bestimmt von Wedekinds Überzeugung, daß er zur Welt zu denken habe. Es ist diese Überzeugung seine stärkste Leidenschaft geworden. Im Vorwort zu Schloß Wetterstein sagt er: »Dies Schauspiel enthält meine Anschauungen über die inneren Notwendigkeiten, auf denen Ehe und Familie beruhen. Das Stoffliche, die Geschehnisse, der Gang der Handlung sind dabei vollkommen Nebensache.«

10. Der immer pathetische ⟨weil ethisch intendierende⟩, nie skeptische ⟨weil nicht denkerisch indentierende⟩ Wedekind hatte eine pathetisch-naive Periode, die künstlerisch seine stärkste war; in sie gehören Frühlingserwachen, die Novellen — Meisterstücke sind darunter — die noch heiter-didaktische Minehaha, die unbedenklichen Possen »Junge Welt«, »Liebestrank« und »Kaiserin von Neufundland«, das galante Dosenstück »Die Flöhe« und die besten Gedichte ⟨auch natürlich in einem anderen Sinne schlechte⟩. Die zweite Periode setzt mit dem »Marquis von Keith« ein: das Erlebnis der Jugend ist erschöpft, ein neuer Fonds ist zu schaffen, eine Welt zu

bestimmen, das Erlebnis der Jugend nahm spontane künstlerische Gestaltung, das Erlebnis dieser Zeit ist schon irgendwie auf die künstlerische Formung gerichtet, schon zeichnen sich bestimmte Einstellungen ab, Vorlieben: die problematischen Existenzen der bourgeoisen Outsider, die Insider werden wollen, die Deklassierten, die Verkommenen, die zerfransten, zackigen Ränder der bürgerlichen Gesellschaft, die Gegend dort, wo der Kehricht abgeladen wird, gibt nicht nur dem Romantiker Wedekind ein farbiges Milieu, sondern: in der Zersetzung sind die elementaren Einheiten, welche die bourgeoise Welt konstituieren, schärfer zu sehen, deutlicher zu riechen als in ihrer kompakten Mitte. Hinaufkommen wollen, Heruntergekommen sein: der Marquis und Schigolch, der Appetit des Hungrigen, der sich in dieser bürgerlichen Welt sättigen will, das Erbrechen des in dieser Welt Abgewirtschafteten differenzieren diese Welt in das für den Dramatiker Wesentliche: die Leidenschaften. Die Sympathien, die romantischen, für den Zigeuner, der seine Sache auf nichts stellt, oder der sie auf die Dummheit der anderen stellt, gehen mit. In dieser zweiten, bewußt pathetischen Periode stehen außer dem »Keith« der »Erdgeist«, die »Büchse der Pandora« und der Spaß »Der Kammersänger«. Schon melden sich Theoreme und werfen ihre Schatten voraus, auf Lulu besonders, die manchmal schon auf Draht gezogen ist, um sie zu symbolischer Bedeutung zu versteifen. Aber immer noch ist Wedekinds innere Figur lebendig genug, um mit seinem Dazudenken fertig zu werden. Die Konstitution dieser Stücke ist stark genug, daß sie Wedekinds Gedanken ohne großen Schaden verdauen. Gerade nur, daß die Bewegung pedantischer wird, ist zu merken. Weil das Räsonement eigenlebig wichtig wird und mit eigenen Akzenten aufhält. Dann gibt es ein Intermezzo in zwei Stücken: »So ist das Leben« und »Hidalla«. Die errungene Form wird noch behauptet, Sinn und Struktur bleiben deutlich, und beide Stücke sind damit noch im Kreis der früheren halb beschlossen. Den kommenden Stücken dienen sie als fataler Prolog darin, daß sich hier Wedekind selber zum Problem stellt: mit meiner Kunst ein König, sterbe ich als unbekannter Bettler, mit meiner Ethik ein Prophet, engagiert man mich als Clown. Solche Krisen stehen oft an der Wende einer künstlerischen Existenz. Sie

sind Abrechnungen. Zur Überwindung kommt es darauf an, auf welche Seite der also Abrechnende das Schuldkonto schreibt. Wedekind schrieb es ingrimmig auf die Seite der anderen. Sein Blatt ließ er leer und weiß wie das Gewand eines Propheten, des reinen Helden. Nach dem Intermezzo, nach dieser Krise, die er einmal mit dem Simson zu überwinden suchte, schrieb er nur mehr Exegesen über diese beiden Themen: der verkannte Wedekind und sein mißverstandenes Werk, in Stücken, die alle Form verloren haben — kleine kristallinische Szenen da und dort im amorphen Gestein —, weil sie nie eine innere hatten, da wechselt, auch in diesem Sinne der Form, die Prosa ohne Grund in ganz schlechte Jamben oder in Operettenverse, wird, was erst Prosa war, in Jamben herübergeschrieben, die schauderhaft sind, weil mit dem Finger abgezählt und nicht mit dem inneren Ohr gehört, bekommen die Stücke polemische Vorworte, vielerlei Titel, Untertitel die Akte — äußerliche Mittel, diese endlosen Monologe zu variieren, diese persönlichen Konfessionen zur eigenen Person zu einer bedeutungsvollen Angelegenheit zu machen. Dies ist Wedekinds letzte, die pathetisch-deklamatorische Periode. Schwelender Rauch erstickt das Feuer, das kleine, und tragisch, erschütternd ist keines dieser Stücke, aber das Schicksal des Dichters selber, der seine Sendung in ohnmächtigen Worten und gebrochenen Gesten verkündet, immer wieder, nicht ahnend, daß er mit diesen Epilogen nur sagt, daß er mit seiner Kunst mehr wollte, als sie konnte, und daß er sie in eben diesen letzten Werken ganz vernichtet mit dem, was er für seine ethische Sendung, seine Gründung des neuen Reiches hält. Mit abnehmender dichterischer Kraft wuchs ihm die Wichtigkeit und Bedeutung seiner Anschauungen, deren Banalität er nicht sieht, weil sie sich ihm in der passionierten Gestaltung seines früheren Werkes verhüllt, deren Blutfülle sie als ein Geringes mitführte. Vorstellungen, wie der Primanereinfall von Christus im Olymp mit Aphrodite, Meinungen wie: die Ehe sei für die Menschen da und nicht umgekehrt, Nacktkultur, diese Schwärmerei aller Kunstgewerblerinnen, das mag, ins Fleisch des Theaterstückes gehüllt und verhüllt, seine Dürftigkeit verstecken und so einem beschriebenem Publikum erträglich sein. Aber ohne diese künstlerische Entschuldigung und Legitimierung als ethische Werte be-

hauptet, zur beliebten »Weltanschauung« gemacht, bringt es nur Staatsanwälte zum Schaudern, deren Impotenz vom Nackten nicht erregt wird, weshalb sie schließen, daß es die Potenz erregen muß. Was ihnen ein Ärger ist. Über Wedekind haben die Behörden sicher falsche Meinungen. Sie sollten seine verbotenen Stücke spielen lassen, schon deswegen, damit Wedekind von der idée fixe abkommt, sie in immer neuen Monologen gegen die Behörden zu verteidigen. Die Behörden richten hier einen Dichter zugrunde. Oder sie helfen einem, sich in dichterische Mittel zu behaupten.

11. Vielleicht revidiert Wedekind einmal seine Positionen, wenn er überrascht merkt, daß das liberale Bürgertum schon lange seine Meinung hatte. Wer zieht nicht die gewandte und ungewandte schöne Hübschlerin jener ganz gottverlassenen Dame vor, die ihre erotische Insuffizienz mit den lächerlichsten Ansprüchen an die Ehe kompensiert? Die immer dort so was wie »Seele« einspringen läßt, wo ihre Sinne versagen, weil sie erbärmlich sind? Welche gutgeformte Frau mit tüchtigem Blute hätte je einem dunkelgebräunten, agilen, in den Muskeln bebenden Manne den schmächtigen Lyriker vorgezogen, dessen Finger allein einige Übung haben, vom Leierzupfen? Natürlich gibt es hierzu hypokrite Worte, Handlungen sogar. Sicher predigen viele öffentlich Wasser. Alle unsere Aufklärer, Kunstwarte, Monisten, Eugenisten, Frauenrechtlerinnen, liberale Abgeordnete sind ganz deiner Meinung, Frank. Sogar der liebe Gott in seiner großartigen Katholizität ist sicher so liberal. Sag diese deine Anschauungen in Gebilden, denen du dein übermütiges Blut gibst, das sich auch in eine Posse verspritzen kann, ohne zu gerinnen. Aber sag deine Anschauungen nicht als Anschauungen ohne die so sehr beliebten Rundlichkeiten, denn dann sind sie so falsch, wie sie liberal sind, und du wirst ein pedantischer alter Herr, der das Leben der schönen Beine als akademische Abhandlung schreibt. Der die Tröpfchen Schweißes aus den Nächten auf Flaschen abzieht und töricht-gelehrte Etiketten daraufklebt. Der sich den Kopf zerbricht, statt, wie allein anständig, das Herz. Laß deine Leidenschaft wieder in den Schoß sinken, woher sie kam, und erhitze mit ihr nicht Anschauungen, die längst alle Welt hat und die du allein vertreten zu müssen meinst gegen eine Welt, die was anders meint. Sag: Dies

ist mein Leib, dies ist mein Blut, sag nicht: Dies sind meine Anschauungen. Mit ihnen ist, weil sie sehr dumm sind, in der moralischen Welt kein Staat zu machen, nur in der künstlerischen.

12. Alle Wedekindschen Erfindungen der ersten Periode, die Geschwitz und die männlichen Figuren aus der zweiten und der Freiherr von Hohenkemnat aus der letzten haben diese prachtvolle Unmittelbarkeit in der Mitteilung ihrer Existenz, die wir so besonders bei den Leistungen der Zirkusleute, bei den Akrobaten, Reitern und Springern erleben, die alle ihre außerkörperlichen Kräfte nur im Dienste ihres Körpers verwenden, und diesen nicht gedanklich vor uns paraphrasieren. Sie gehen vollständig in dem auf, was sie uns vorstellen. Was diese Geschöpfe Wedekinds reden, reden sie ganz aus ihrem Gedärm heraus und für dieses Gedärm. Der Ring ihrer Person ist ganz geschlossen, und es klafft nicht die kleinste Lücke für den dazuredenden Autor. Das Argumentative in Frühlingserwachen ist ganz zufällig, und zudem so allgemein human, daß man von einer didaktischen Tendenz, von einer auf das Erziehungsproblem gerichteten Absicht nur sehr nebensächlich sprechen kann. Dieses Stück beweist sich nur selber — das ist seine Stärke — und als Nebensache vielleicht noch sonst was in der Welt. ⟨Wedekind will in seinen letzten Stücken alles mögliche in der Welt beweisen, aber diese Stücke beweisen sich nicht. Hier gibt der Mensch Wedekind ein Schauspiel, aber nicht der Dichter.⟩ Diese außerordentliche Abstinenz vom »Dazu« und Hineinreden« ⟨wie sie ganz meisterlich im Brand von Egliswyl den Typus der guten Novelle schafft⟩ kam hier bei Wedekind aus einer Kraft des Erlebens, die viel zu elementar war, als daß sie sich damals in einem pedantisch-richtig abschreibenden und guckenden deutschen Naturalismus hätte verlieren können; denn nicht Wedekinds Kunsturteil lehnte damals mit Werken den deutschen Naturalismus ab, sondern größere Kenntnis und größerer Respekt vor dem Leben, das für ihn nicht bloß war, sondern bedeutete. Die Natur Wedekinds brachte ihn auch nicht auf den sich anpürschenden Psychologismus, der von außen her mit falschen, weil willkürlichen Mitteln, Dingen und Menschen Bedeutung geben will, die sie von innen, das heißt vom Dichter her, nicht haben. Man kann das bis in die Sprache hinein sehen: Wedekind verbanalisierte sie

weder, indem er sie im Sinne des Allerweltschwatzes dem »Leben« annäherte, noch verzierte er sie in eine auf erlogenen Erlebnisinhalten basierte Stilhaftigkeit: er schrieb das präzise, nüchterne Deutsch eines gutformulierten Gesetzes, eines deutschen Code Napoléon etwa, dessen Französisch zu erreichen der Ehrgeiz Stendhals war. ‹Die sprachlichen Unsicherheiten Wedekinds beginnen später mit den anderen Unsicherheiten, beginnen dort, wo er einen Kunstverstand prästiert, den er nicht hat, dort, wo er »jambisch« oder sonst wie versisch in den Dramen wird, und seine gerade gewachsene Nase mit einer aufgeklebten zu verschönern meint, wo der Vers als »dichterischer« angesehen wird als die Prosa, beginnen dort, wo er ein Stück eine »Theodizee«, ein anderes ein »Mysterium« nennt, ohne jeden Grund und Sinn, beginnen dort, wo er auf alle Mißverständnisse seines Publikums hereinfiel: das moralische Apostolat, den »Satanismus«, die Staatsanwälte, die Gedankentiefe, die Frauenrechte usw.; beginnen dort, wo er die bourgeoisen Werte heutiger Prägung für Grundwerte hält, den Erfolg, den Fortschritt, die Freiheit des Individuums, die Ehre, wahrscheinlich auch den Monismus.› Figur, Bewegung, Ausdruck sind im frühen Werke von einer nicht zu trennenden Einheit: vom Mitreißenden ihrer Wirkung aus hat man dafür das nichtssagende Wort Temperament als Charakteristik Wedekinds hingestellt. Aber er erlebte nicht etwa heftiger als Hauptmann in »Vor Sonnenaufgang«, sondern überhaupt anders. Er stand Schulter an Schulter neben und inmitten der Dinge, nicht draußen oder darüber. Er regte sich über die Welt nicht auf, sondern stand erregt in ihr, Mitspieler, nicht Zuschauer, Er-Leber, nicht Beschreiber. Aber der goldne Baum entlaubte sich ihm: Wedekind steht im grauen Schatten törichter Theoreme. Das besungene Mädchen, das einmal sich auf des goldenen Baumes Ästen wiegte und dem darunter begeistert stehenden Wedekind goldene Äpfel zuwarf, — wo kam es hin? Wedekind antwortet: »Der Staatsanwalt«. Aber nein, er selber! *Franz Blei.*

SONSONATE

VON Acajutla fährt man in einer kleinen Stunde mit der Bahn nach Sonsonate, der ersten, größeren Station auf dem Wege nach der Hauptstadt San Salvador. Wer in der Türe des hintersten Wagens steht, sieht die silbernen Schienen in tiefblauer Urwaldhöhle verschwinden. Ohne Unterbruch rollt der Zug inmitten einer Allee mächtiger, durch Lianen verfilzter Mangobäume. Hoch über ihnen berühren sich Palmenkronen. Hie und da öffnet sich ein Fenster aus dem Tunnel, dann blickt man auf weite, gelbgrüne Zuckerrohrfelder oder von Kaffeesträuchern dunkel überwucherte Hügel. An den kleinen Stationen sind Mauern von Kaffeesäcken aufgestapelt.

Zu den kühlen, alten Steinhäusern Sonsonates führt hinter dem Bahnhof eine kühngewölbte Steinbrücke. In der Schlucht darunter standen Wäscherinnen bis zu den Knien im schäumenden Wasser, von den Bronzearmen perlte das erfrischende Feucht und die nassen Kleider schmiegten sich an die naturfrohen Körper, wie Gewänder griechischer Statuen.

Neben der Brücke lag ein alter, spanischer Gasthof, Hotel Blanco y Negro. Es gehörte einem Sevillaneradligen, Don Arturo de Sosa, mit dem ich mich bald gut verstand, war er doch in einem Institut meiner Heimat auferzogen worden, sprach sogar deren Dialekt. Er hatte meinem Spanisch den Akzent angefühlt, Frage und Gegenfrage führten uns bald zu gemeinsamen Bekannten und die Freude war groß. Im Innern der Republik Salvador!

Am nächsten Tag ritten wir zusammen, nachdem mir Don Arturo ein Paar handtellergroßer, gezackter Silberräder an die Schuhe gebunden hatte, auf einheimischen Pferden, die den bequemen und für den Reiter wenig ermüdenden Paßgang gingen, ein gleichmäßiges, rasches Mittelding zwischen Trab und Schritt, nach dem Indianerdorf

Nahuyzalco. Die Straße galt als ausgezeichnet. Bald bewegten wir uns in tiefen, breiten Furchen, welche die Ochsenkarrenräder ausgeschliffen hatten, bald oben auf den Hügeln zwischen diesen Furchen. Gelegentlich sperrten von Ochsen im Joch gezogene Gefährte, deren Räder von klobigen Brettern gezimmert waren, den Weg, dann wieder begegneten uns leicht geschürzte Indianerinnen.

Das Gespräch neigte sich bald der Politik zu. Ich verglich oberflächlich Zentralamerika mit dem revolutionären Rußland und erzählte von meiner Freundin Ada, die auf sogenanntem administrativem Wege von Soldaten meuchlings erschossen worden war. Don Arturo kam in glühende Erregung, er wolle die Episode als warnendes Beispiel für Salvadors Jugend dramatisieren, — morgen noch werde er mit der Arbeit beginnen! »Mannana!« sagte er, dieses allen Süd- und Mittelamerikanern geläufigste Wort momentanen Affekts, das nie gehalten wird und das an sich alle Zerrüttung der armen Republiken erklären könnte, »Mannana!« und setzte mir naiv und von technischen Bühnenkenntnissen unvoreingenommen die Exposition der neuen Tragödie auseinander.

Dann erinnerte er sich, daß er selbst auch einen dramatischen Stoff mit politischem Hintergrund erlebt habe, weil er einmal bei der Präsidentschaftswiederwahl nach eigenem Ermessen seine Stimme abgegeben hatte. Als er zu erzählen begann, schien er die durch und durch verschlungenen Gebüsche, welche die Straße einrahmten, mit den Blicken zerteilen zu wollen, denn überall lauerten die Spione der Regierung. Ein ganzes Regiment junger Leute, die kein Gewerbe, immer aber Geld aus unversieglichen Quellen hätten, seien im Lande verstreut; man zähle sie zu den fröhlichsten und trinkfähigsten Gesellschaftern, und wenn sie gar Verwandte höherer Beamten seien, kämen sie bald auch zu Rang und Ehren. Kurz, er habe an einer geheimen Lustbarkeit, bei der lauter vertrauenerweckende Jünglinge zugegen gewesen seien, soweit man dieses aus den genossenen Branntweinmengen schließen durfte, und man habe mehr getrunken, als gesprochen, mit andern jungen Leuten beschlossen, der regierende Machthaber sei nicht wieder zu bestätigen, — weiter nichts. Am nächsten Morgen holten die Soldaten Don Arturo und steckten ihn ins Loch. Ein fensterloser, enger Raum, in der Mitte des Lehm-

bodens die Abortgrube, an zwanzig Räuber und Strauchdiebe, ferner Insekten aller Art bis zu großen Ratten als Gesellschaft. Seine Geliebte, die in Sonsonate herum bekannt gewesen sei als »die Kleine«, »La Chica«, zugleich auch Koseruf für Franziska, habe sich aber für ihn ins Mittel gelegt. Einige Wochen später, nachdem etwas Gras über die Geschichte gewachsen war, wandte sie sich an die Regierung und beteuerte, Don Arturo sei in der kritischen Nacht ihr Genosse gewesen. Sie beschwor es und de Sosa wurde entlassen. Freilich büßte er bei dieser Gelegenheit seine Häuser, die er durch Spekulation erworben hatte, ein. Seither sei er Wirt vom »Blanco y Negro«.

»La Chica«, seufzte er und schwieg auf dem übrigen Weg. Er war an eine Saite seiner Seele geraten, die verstimmt klang und Gefühle aufstörte, denen es besser zu sein schien, wenn man sie einstweilen nach außen hin absperrte.

In Nahuyzalco angekommen, erklärte er plötzlich, Strohwitwer zu sein, — ich möchte ihn darum bis um sechs Uhr entschuldigen und verschwand mit dem Pferd in den Büschen, in welchen die Lehmziegelpalmblätterhütten eingebettet waren.

Ich ließ meinem Fuchs die Zügel hängen. Er führte mich zum Brunnen auf den Dorfplatz und streckte die Zunge tief ins kühle Naß, rupfte sich einige Büschel Gras vom Boden und bog dann mit verständnisvollem Instinkt in alle Gäßchen, wo schöne Mägdlein wuchsen. Und die wuchsen überall.

In einer Hütte war eine Kapelle improvisiert. Da knieten sie vor dem kerzenbeleuchteten Altar und beteten. Als ich aber vorbeiritt, drehten sie sich alle um, riefen leise Spottreden, ließen die Augen hin und her wandern und beteten gewiß erst wieder, als ich lang außer Sicht war.

Vor einer etwas geräumigeren Hütte, offenbar der eines Dorfältesten, standen sie in weitem Bogen und schauten einer eigenartigen Prozession zu. Zwei braune Burschen hielten Hellebarden in den Händen, zwei andere Fahnen und wiederum zwei andere kleine Stöcke, mit allerlei bunten Schnüren behängt. Zusammen führten sie eine Art Menuett auf, bei dem die Musik auf Trommeln von zwei Buben in ohrenbetäubenden Wirbeln geschlagen wurde. Sie lüfteten

vor einander die Panamahüte, machten sich ungeschickte, tiefe Reverenzen, wie Gymnasiasten im Tanzkränzchen, — ein alter Mann mit dünnem Ziegenbockbart stand im Hüttentor und nahm alles mit steifem, gravitätischem Gebahren entgegen. Die Mägdlein folgten mit angehaltenem Atem der Prozedur, die an eine Geisterbeschwörung denken ließ. Ob in der Hütte ein Besessener lag? Ob sie den Teufel austreiben konnten?

Aus halbzerfallener Behausung im Gäßchen um die Ecke erscholl Gesang und Weiberfreudengekreisch. Gestern habe ein Polizist sich erschossen, nun sei die Leiche zu einer Dirne ins Haus geschafft worden. Je mehr gelacht, getanzt, getrunken werde, desto mehr sei dem Toten Ehre erwiesen . . .

Mit etwas schweren Gedanken suchte ich den Dorfausgang. Die Abendsonne vergoldete Schmutz, Unrat und Armseligkeit. Auch der wartende Don Arturo war zufrieden.

Als ich meinen Gefühlen Luft machte, fiel er mir in die Rede. Ein ähnlicher Anlaß habe vor Jahren zum ersten heftigen Streit mit Franziska geführt. Als sein und ihr Kind, — sie sei nämlich seine Frau geworden, und doch nicht seine Frau, denn seine erste Gemahlin lebe noch ungeschieden von ihm in Sevilla, — als das Kind gestorben sei, da habe sich Franziska durchaus nicht von ihm trennen können, habe alle alten Freunde und Liebhaber um sich versammelt und ein Fest von drei Tagen veranstaltet, bis die Polizei eingeschritten sei, dem Treiben Halt zu gebieten und die Leiche begraben zu lassen. Er könne die Geliebte so wenig wie damals verstehen. Aber eben dies sei die erste von unzähligen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen gewesen. Es stecke etwas Unerklärliches in ihm, das ihn dennoch immer wieder zur Liebe wider sie zwinge.

Dann erzählte er mir seine Geschichte, aus der ich, nebst allem, was ich nun schon mit ihm erlebt hatte, schließen konnte, daß Don Arturo ein echter Bürger seiner zentralamerikanischen Heimat geworden war und daß er die alte Heimat, in der er sich nicht hatte halten können, wie viele seinesgleichen, mit einem ganz glücklich gewählten Erdenwinkel vertauscht hatte.

Der Grund in Don Arturo war ein weiches, überschwängliches, nach außen drängendes Gemütsleben. Dazu gekommen als äußere

Form: das abgeschlossen, starr, zeremoniell sich gebende Wesen des Spaniers, das Maskenhafte eines in seiner hoffärtigen, mittelalterlichen Weltanschauung für sich allein stecken gebliebenen Menschen, der sich an keine fremde Umgebung anpassen kann und sich nur bei seinen gleichgearteten Landsleuten zu halten vermag. Don Arturo geriet in beständigen Streit mit dieser seiner Abstammung. Er war nun einmal seelengutmütig, er besaß nur allzuviele Gefühle, welche ihn mitteilsam machen, die national ererbte Form durchbrechen lassen und ihn bald auf Wellengipfel höchster Begeisterung treiben, bald unter sich begraben wollten.

Da er aber seine Unzulänglichkeit, eben um seiner übers Ziel schlagenden Empfindungen willen, am meisten seinen formbewußten Landsleuten gegenüber, spürte, konnte er zuhause niemals glücklich bleiben, hetzte es ihn fort und fort, ohne daß er es freilich wußte, sich seine Veranlagung peinlich sichtbar zu machen. Zumal, wenn er die niederdrückenden Gedanken in sich hatte, mußte er auch äußerlich sich unterdrückt sehen, mußte Sklave sein, willenloses Werkzeug eines ganz entgegengesetzt gearteten, eines starken, herrischen, verschlossenen Menschen. So hatte er seine stolze, nur in der von einem Eisespanzer umstarrten Gefühlswelt lebende Donna Maria gefunden, hatte ihr sein väterliches Erbgut vor die Füße gelegt, hatte sie geschmückt und gehalten gleich einer Königin, sinnlos, kunstlos, und hatte dafür weder einen Dank, geschweige denn ein einziges, ihm wirklich zugedachtes Liebesgefühl erhalten. Wie er sich unter ihren Launen in seinen schwachen Stunden wand, so ließ er sie entgelten, wenn seine eigenen Begierden in plötzlicher Aufwallung danach gelüsteten, die Welt zu umarmen; dann zwang er sie gelegentlich, dann mußte sie ihm zu Willen sein, ob sie fühlte oder nicht, Lust empfand oder nicht, zu allem, was seine leidenschaftlichen Sinne sich vorspiegelten. Die Rache blieb nicht aus, wenn er wieder unterlag. Das wechselte so, auf Höhen und in Tiefen, in steter Qual und Unbefriedigung, die nicht zum geringsten daraus entstanden waren, daß seine Leidenschaften, gefesselt von den heimatlichen Sitten, sich nie wirklich austoben konnten, bis sein letzter Peseta verschleudert war, bis er in Zerknirschung sie bat, ihn nun von ihrem Erbteil leben zu lassen, sie aber, von seiner Verzweiflung völlig fremd be-

rührt, sich von ihm wegwandte. In seiner feudalen Vaterstadt war er damit unmöglich geworden; vor die Gerichte fordern zur Scheidung konnte er die immer noch, gerade um ihrer Grausamkeit willen, angebetete Frau, die ihn unverzüglich, sobald seine Geschenke versiegt waren, gegen die Geschenke eines andern zu betrügen begonnen hatte, nach dem Ehrenkodex der spanischen Edelleute nicht. Eine kirchliche Trennung war von vornherein unmöglich. So blieb es das einzige, in die übliche, neue Heimat seiner Väter und Urväter überzusiedeln, das erste Schiff, das südamerikawärts fuhr, zu betreten. Ein Bruder half ihm zu Anfang. Und da es in Salvador, wo er schließlich gelandet, keinen so strengen Kavalierskatechismus mehr gab wie zuhause, konnte er, seiner Veranlagung entsprechend, bald tief darniederliegen, materiell wie geistig, bald glücklich spekulierend wieder zu den Einflußreichsten der Stadt Sonsonate gehören. Auch einen Ersatz für die eisige Herrin Maria hatte er bald gefunden, wennschon in entgegengesetztester Art, was wiederum seinem Charakter getreu entsprach, indem er die frühere Dirne Franziska, die es in ihrem Berufe gelernt hatte, mit den Männern zugleich die Gefühle zu wechseln, ihm nun aber, wie er versicherte, in makelloser Treue ergeben war, zu sich ins Haus nahm. Wie ein Blütenregen entquollen in üppigen, spanischen Metaphern die Worte für die Geliebte seinem begeisterten Herzen, nahezu prahlend von ihrer geheimnisvollen Wildheit und der ihn immer wieder fesselnden Launenhaftigkeit. Eben auch von ihr, gab er freilich zu, mußte er sich in seinen bösen Stunden namenlos quälen lassen. Sie setzte ihm den Fuß, gestählt mit allen unfaßlichen Einfällen ihrer indianischen Rasse, so fest in den Nacken, daß er sich ohnmächtig darunter krümmte und die Liebe verfluchte; ließ sie ihn los, so küßte er im selben Augenblick wieder inbrünstig den Saum ihres Gewandes und nahm widerstandslos das Kreuz ihrer stets neugestaltigen Denkweise auf sich. So stürmte sein Innenleben unentwegt dahin, bald in trunkener, an den Wahnsinn grenzender Liebesseligkeit, bald in Selbstdemütigung und bitterlicher Reue über sein zügelloses Treiben. Eines fehlte, aus diesem sonst von hohen Wünschen beherrschten Dasein ein großes zu machen, die Ehrsucht. Aus ihr heraus hätte er wachsen können, um in den Stunden der Erhöhung Taten durchzuführen, die

er in der Erniedrigung nicht wieder zu zerstören vermochte. Aber gerade diese einzige Leidenschaft fehlte ihm, daß er, vorübergehend befriedigt, glücklich hätte sein dürfen, und er taumelte dahin zwischen rasch verflackernden Strohfeuern und tatenloser Selbstqual.

Als er vor mir durch die schwüle Nacht ritt, verlängert und verzerrt von Schatten, war er mir ein mittelalterlicher Don Quijote, und — ich hätte einen ganz guten Sancho Pansa zu ihm abgegeben.

Die Zikaden zirpten ihre Spottlieder in ermüdendem, betäubendem Tongeschwirr.

Kurz vor Sonsonate durchbrach Don Arturo unser Schweigen, in das wir allmählich geraten waren: »Sie werden übrigens Franziska kaum zu sehen bekommen. Denn ich lebe seit einigen Tagen wiederum in innigem Streit mit ihr. Sie ist fortgelaufen und droht, nicht heimzukehren. Es vollzieht sich so häufig bei uns, und dennoch können wir uns nicht lassen. Immer wieder müssen wir zu einander. Und das ist das einzige Glück, welches ich kenne, sie treu zu finden, wenn wir nach heftigen Auftritten, nach bittern Worten uns zu unendlichem Taumel versöhnen und empfinden, wie sehr wir durch unsere Verschiedenheit für einander geschaffen sind. Aber jedesmal scheint der Streit unheilbarer, jedesmal glauben wir, daß wir nicht wieder zu einander können, trotzdem uns die Sehnsucht beide zerfleischt. Diesmal dürfte der Riß tödlich sein . . .«

Ach, trübselig saß er nach dem Nachtessen vor dem Eingang seines Hotels. Er hatte sich seine Angst vom Herzen gesprochen, nun war er leer, mutlos, arm, wenn nicht ein neues Erlebnis hinzukam. Da er trotz allem liebte, konnte es nur von einer Seite kommen. Sein Gesicht war auch nichts anderes, als der Ausdruck wilder und zugleich kläglicher Sehnsucht nach Franziska.

Mir aber erschien die Welt auch neben seinem Leid das alte, unfaßliche Wunder. Hinter den Umrissen der uns gegenüberliegenden kalkweißen Häuser erhob sich der blauschwarze Kegel des Vulkans Yzalco gegen den dunkelvioletten, von prunkvollen Sternen geschmückten Himmel. An seinem Gipfel rannen sieben feurige Bäche herab, langsam gleitende Schlangen, in deren Leibern es manchmal weißglutig auffunkelte, um in der Mitte des Berges auszulöschen, als träten sie durch dunkle Pforten wieder in die Erde zurück, sich

aufs Neue aus dem Gipfel heraus über den Kegel herab zu ergießen.

Auf einmal war es, als käme solche Lavaschlangenflut aus der jenseits der Brücke liegenden Stadt Sonsonate heraus, ein Strom von brennenden Kerzen, die sich aber dann zu beiden Seiten der Straße aufteilten. Junge Mädchen trugen die goldenen Lichter, und der Widerschein zeichnete sich auf bronzeglänzenden Armen und Nacken, auf leuchtenden Kopftüchern und Schleiern.

Denn das Besondere der Sonsonatinerinnen sind ihre Schleier. Die kleinen Kinder kommen damit zur Welt, sie verwenden die Schleier schon, wenn sie noch von der Mutter auf dem Rücken oder an der Brust herumgetragen werden, die kleinen Mädchen fangen sich damit und die großen schlingen sie kunstvoll um Nacken und Arme, durchflechten damit die langen, blauschwarzen Haare. Und alle Schleier sind rot, in den undenklichsten Schattierungen: Zinnober, scharlach, purpur, karmin, lila, violett-, feuer-, wein-, fleisch- und blutrot geben nur einen kleinsten Bruchteil der Namen, die man für die Farben finden müßte.

All dies Rot war nun überhaucht von goldenem Kerzenglanz. In der Mitte der beiden, den Häusern entlang in feierlichunfeierlichem Tanzschritt gehenden Mädchen schritten fünf Musikanten mit Fiedeln und Flöten, zwei Melodien unermüdlich wiederholend, eine getragene, choralmäßige und eine übermütige Tanzweise. Hinter ihnen endlich wurden zwei Puppen hoch auf Stangen getragen, San José und die Virgina, die Muttergottes, beide von mächtigen Panamahüten beschattet.

Es war kurz vor Weihnacht und die Prozession ging seit vierzehn Abenden vor die Häuser auserkorener und ausgezeichneter Bürger, um für Joseph und Maria Unterkunft zu bitten in den Ställen Bethlehems. Der Erwählte mußte jeweilen zuerst Türen und Fenster verrammeln, um schließlich, nach langausgedehntem Wechselgesang, die Gastfreundschaftheischenden einzulassen und mit dem Besten, was Küche und Keller bargen, zu bewirten.

Unversehens brummte Don Arturo vor sich hin. Es war gar nicht gebildet und gut erzogen, daß er »Carramba!« sagte, aber es entfuhr ihm doch. »Die Chica! Dort in der Mitte der drei Haupt-

sängerinnen! Hält gerade auf mein Haus zu! So will sie Frieden schließen! Der Satan, — der geliebte, geliebte!«

Und so kam es. Weit um das Hotel Blanco y Negro gruppierte sich ein Heiligenschein goldenbeleuchteter, rotumschleierter Kerzenträgerinnen. Don Arturo und seine Diener schlossen in aller Eile Türen und Fensterläden und draußen hub der weihevolle Choralgesang an. Arturo und seine Dienerinnen antworteten im nämlichen Rhythmus. Es sei zu spät, Ihre Gnaden, Herr Joseph und Frau Gemahlin möchten morgen früh anklopfen. Als die im Hause verstummt waren, warteten die draußen eine Weile, dann machten sie kehrt und zogen zur Tanzmelodie ein paar Schritte zurück, Seine Gnaden, den schläfrigen Herrn Wirt verspottend. Gleich darauf kamen sie wieder mit der feierlichen Weise. Sie hätten die Riegel in Sonsonate vorgeschoben gefunden, Seine Gnaden, der Herr Wirt, möchten öffnen. Don Arturo: Es tue ihm so leid, doch sei er gar nicht vorbereitet auf hohen Besuch, er wage es nicht, sein dürftiges Heim anzubieten, man möge sich würdigeren Ort erwählen.

Unterdessen klapperten Teller und klirrten Gläser der hin und her eilenden Diener im Innern des Hauses.

Wiederum machte die Truppe kehrt und ahmte höhnisch die Ausreden des geizigen Wirtes nach. Und wieder kam der feierliche Gesang — niemand im ganzen Neste mehr sei wach — Erbarmen! Miserere!

Da öffneten sich die Pforten weit, Fiedeln und Flöten spielten frohlockende Walzer, Joseph und Maria schwankten auf ihren Stangen mit den Panamahüten herein und wurden hinter dem Schanktisch verstaut, die Kerzenträgerinnen und die ihnen dicht auf den Fersen folgenden Burschen machten sich über die bereitgestellten Getränke her.

Franziska aber fiel aus ihrer Rolle als Chorführerin der heiligen Heilandseltern — sie vergaß die Welt um sich — in hinreißender wilder Leidenschaft schlang sie die Arme um Arturos Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Engverschlungen entwanden sich die Wiederversöhnten dem Trubel, die aufflammende Sehnsucht zu löschen.

Charlot Strasser.

DAS IDOL

AUF den verzehrten Priester im Beichtstuhl hatte eine Frau von solch vollkommener Schönheit und Ruhe, daß man der Beglückung kaum gewahr wurde, ihr Auge geworfen und gleich sammelte sie den Rhythmus ihres Gewandes um sich und bewegte sich wie eine Glocke, die ihren Mund öffnen will, nach der Höhe des Beichtstuhls. Ihre Seele hielt sich wartend in der Schwebe, während sie den zusammengekauerten Jüngling hinter dem düsteren Gitter mit dem Blicke maß, dann kniete sie nieder und der Klöppel schlug an.

Die Frau am Gitter sprach:

»Vater wollet mir verzeihen, ich bin mit den Gebräuchen der Kirche fremd und setze die Worte nach einem inneren Sinn.«

Es dauerte einen stummen Augenblick, ehe der Priester sprach:

»Sage an.«

»Ehrwürdiger Vater, ich bekenne meine Vollkommenheit.«

Der Priester schoß auf wie ein Wasserstrahl vor dem Niedersprung, aber plötzlich wich die Erregung vor einem Nimbus in der Luft, der alles, was Körper war, der Körperlichkeit enthob. Der Priester beugte sich und sprach:

»Sag an, wie du es meinst.«

»Ich habe, lechzende Seele, meine Gewährung auf dich geworfen, denn deine Inbrunst zog mich aus der Glorie.«

Des Priesters Blick zuckte nach der Jungfrau wächsernem Gnadenbild und sah, daß es seine Stelle verlassen hatte.

»Und ich offenbare dir, die Schlemmer wissen nichts von der Speise, doch die leeren Schüsseln schmelzen im Feuer«, und schob das Gitter beiseite, trat bei ihm ein und füllte seine ganze Zelle.

Licht und Schatten verkehrten sich alsobald, denn der schwarze Kern des Beichtgehäuses, der bislang das hallende Domschiff mit

Finsternis gespeist hatte, entzündete sich. Als heftige Lohe durchbrach er alle scharf beschatteten Umrisse und füllte ihre Abkehr mit Reflexen an. Der beweibte Priester im Gehäuse wütete in den Beichten wie in dürrem Stroh, bis alle Sünde nichts als Opferbrand war. Er reckte die Hände über Süd und Nord, über Morgen und Abend und sprach zu den Scharen der Gefallenen:

»Ich nehme euch die Fallen aus allen Wegen, damit ihr schreitet ohne Fall und nach Belieben«, und dem Brand der Sünde entzog sich die Nahrung und sie erlosch.

Nun bekamen die Holzheiligen, die der Mutter Gottes leeren Piedestal umstanden, Flecke heftigen Lebens auf Brust und Wangen, stiegen von den Sockeln und schwenkten die Weihkessel der Gewährung zu des Priesters Freudendienst, reichten die goldenen Eimer über ihre Köpfe einander zurück in wiegender Kette, bis der Jüngste unter ihnen kniend an des Domes Portal sie in die Welt hinausgoß.

Die Welt rollte in eifernder Trabantenspur um diesen Born des Lichts, ihre rissige Rinde füllte sich mit Freudenschein und die entsündigte Welt kehrte ins Paradies. Nur Erfüllung geschah, denn der Weg lag hinter dem Ziel, wie die Antwort hinter der Frage liegt, die ihrer beider vorherigen Sinn in zwei Zeithälften bricht. Jedes Tun kehrte im Bogen in die Tat zurück, und ohne Narben schlossen die Zeitläufte ihre Figuren ineinander.

In diesem Jubeljahr der Natur ging im Erdreich kein Same verloren, in keinem Wegrand erstickte kein noch so undichter Kern, eine ausgeworfene Handvoll heimsten nicht zwölf Körbe ein. Die Früchte fielen von selbst in die überfüllten Behälter und gaben neuen Fruchtknoten Raum, denn ein Drängen stieg aus der Wurzel und bedräute die Krone, die atemlos ihre Erzeugnisse abwarf. So des würzigen Aushauchs beladen ward die Luft, daß sie bedrückend auf den Blüten lag, die matt sich neigten und von der Ausdünstung des fetten Bodens wie von Kissen empfangen wurden. Ein Ächzen nach der Wüste ging durchs gelobte Land und während die letzten Pilgrime an den Milch- und Honigbächen noch lagerten, kratzten die Vordersten mit den Nägeln umsonst in die festen Fügungen der Ringmauer, welche vom lückenlosen Folgeschritt der Freiheit um sie her gezogen worden war.

Da wandte der Priester sich im Freudenschoß des Weibes jäh um, hielt Prüfung und sprach:

»Gebenedeite, nun erst befühle ich deine Haut. Du bist wahrlich die Mutter Gottes, die einst als Wachsbild auf jenes Altars Sockel stand« — er ritzte sie leicht mit dem Nagel — da blieb schmerzlos eine Narbe stehn und das Geschabte brökelte leicht zu Boden.

Solches wahrnehmend, stieß der Priester durch ihre gewohnte Ruhe als wie auf eine Taube den Falken neuen Worts:

»Deine Augen schauen freudig stets denselben Weg, unsere Anschläge erkennst du nicht« und er stürzte zum vergessenen Altar und riß die heilige Lade auf.

Der Rost lag auf dem Köcher aller sieben Todsünden, aber er fuhr stäubend durch die Luft als der Priester den Pfeil zur Rechten und den Pfeil zur Linken aus den Scheiden zog und in die Augen des Weibes hinunterstieß.

Wie nun die Löcher in dem lächelnden Angesicht sich auftaten, brachen in der Welt Löcher in die Gefüge der Unschuld, daß alle Umfriedigten frei wurden und sich in den Kern des Ungewissen hinauswarfen. Sie fanden das Haus Gottes, darin der Priester waltete wie das heilige Messer im Opfertier weidet und sich darin wendet um und um. Gekrümmt fielen sie am Beichtstuhl nieder, aber der Beichtiger wußte von keiner Aufrichte mehr. Vom Bann getroffen gingen sie mit der Sünde um im Schiff des Doms. Alter Altäre Schatten bildeten Kreuze auf dem Boden. Es entstand ein Erinnern von angstvollen Gebeten in des Domes tausend Winkeln. Die Heiligen blieben wie Säulen stehn mit gefrorenen Eimern. Ein dumpfes Echo wurde jeden Tones Doppelleben. Alles Tun geschah zugleich an einem andern Ort. Und der unwirkliche Ort verschlang den Raum, gleichwie des Priesters Hände regiert wurden von einem namenlosen Tun:

»Wie mangeln deine Brüste der Völle, du Reine! sie sind Milchhügel von Krystall! denn wer dich besitzt bedarf keiner Speisung mehr« und in die Brüste, die noch Milde durch die beginnenden Schrecken verheißen hatten, fuhren zwei Todsünden.

Löcher fielen in des Priesters Wangen und Lenden, die Inbrunst zehrte in ihm wie Sauerteig im Teige, alles Fleisch wich von ihm

und die verästerten Augen hatten keine Richtung mehr. Seine Nüstern flogen auf wie Zwinger, dahinter die verborgenen Tiere losfahren. Für keine Sünde irgend eines Verbrennenden war Kühlung mehr, die Hölzer der Betstühle krümmten sich im Feuer. Aber noch erhoben sich inmitten des Doms unter der Kuppel von nächtlichem Glas gnadenvoll des Weibes Arme — von Streichen des schnaubenden Priesters getroffen fielen sie hinab zum dunkeln Ort.

Und die verstreuten Heiligen flohen zu den alten Sockeln zurück, ihr Martergewerk schlug die Fließen. Der Schrecken streute mit schwingender Geißel die Knäuel der Umstehenden rings an die Mauern zurück und zog eine weite Leere um die Mitte des Heiligtums, da das edele Gefäß unter der Gloriole aller Sterne Gnade aus sechs verblutenden Röhren spie.

Vom Wahnsinn gestoßen brach der Priester in den Kreis ein und zückte dem Weib die letzte Sünde durchs Herz.

Da stürzte die Schmerzensreiche höhenwärts, sie taumelte in die Lüfte.

Und saß auf ihrem alten Thron, sieben Schwerter in der Seele. Um sie saßen auf ihren Stühlen unnahbar alle Heiligen.

Vor ihnen im Staube wiegte die Menge ächzend Seel und Leib in den Rhythmen des pythischen Priesters, der unter der Jungfrau wächsernem Gnadenbild die Brust zerschlug und schrie:

»Steig herab, Maria Mutter Gottes, tilg unsere Missetaten jetzt und in der Stunde des Absterbens!«

»Steig herab, Maria, steig herab!« wogte es in Gebetsstößen durch die Domhallen.

DAS RÄTSEL UM REBEKKA FUMFAHR

Fumfahr & Co. war ein altes Seidenhaus, im ganzen Schweizerlande berühmt.

Die alten Fumfahrs hatten allerlei Reichtümer. Einen großen Hof oben in den letzten Bergtälern, der Alm nahe. Ein ganz neu erbautes Schloß am Genfer See. In blaubesonnte Täler blickend. Und jenseits in die blaßblauen Riffe von Fels und Luft und Schnee. Unten weit lagen die zitternden Spiegelungen, von verstreichenden Boot- und Dampferspuren ewig durchzeichnet.

Aber die alten Fumfahrs waren tot.

Das alte Seidenhaus lebte noch. Es hatte einen anderen Inhaber. Der große Hof oben in den letzten Bergtälern der Alm lebte noch, von Weidevieh umbrüllt, von einem alten Schaffer bewacht. Und das Schloß am See stand, die hohen Fenster verhangen.

Von den Fumfahrs lebte nur noch Rebekka Fumfahr, die ein schönes Mädchen war. Und die jetzt im Schutze einer pflegenden Schwester Tag und Jahr zubrachte.

Schwester Lotte war eine blonde Kapitänstochter. Mit einem immer unentschlossenen, immer prüfenden und fragenden Munde. Aber mit grauen Augen, die wie ein Pfeil in die Dinge schossen. Und alles erkannten bis in den letzten Winkel.

Rebekka Fumfahr hatte erst an Schwester Lotte einen leidenschaftlichen Halt gefunden wegen der tiefen Kraft und Mildigkeit dieser Augen. Weil darin auch das Wunder lebte, das den gejagten Menschen tröstet.

Aber ich muß erst erzählen, wie ich zu meiner Wissenschaft überhaupt gekommen bin.

Ich hatte auf meiner Wanderstraße eine Weile vor den hohen Gitterstäben mit den vergoldeten Spitzen gestanden, hatte das ver-

hangene Schloß angesehen und den Namen Fumfahr auf dem großen messingnen Torschilde gelesen. Als ein Mädchen mit einem langen Zweige Marschal-Niel-Rosen in der bräunlichen Hand aus einem kleinen Häuschen herauskam, das wie ein Winzerhaus in der letzten, untersten Ecke des Parkes lag.

Das Mädchen war achtlos auf ein niederes Glashaus zugelaufen, war am Glashausrande über eine lange Brettlatte tänzelnd balanziert. Und ich sah, daß es ein braunblondes Mädchen mit einem jugendlichen Leibe und mit unsteten, suchenden Augen war.

Rebekka Fumfahr war ein schönes Mädchen. Trotz ihrer fast 26 Jahre nicht einmal von reifer, nein, noch immer von ganz unschuldiger Jugend.

Das Rätselhafte an ihr hatte ich sofort erkannt. Die Art, wie sie hinschritt. Wie von den Weglinien geführt, ganz mitten. Den Zweig Marschal-Niel-Rosen wie kindlich anbetend vor sich. Lachend ohne Sinn. Lange, rosigbraune Gesichtszüge. Von lange her, wie von einer Parze. Aber blütenjung. Im Umblick plötzlich scheuer. Und doch auch belustigt. Und richtig erstaunt, daß sie irgendwo vor ein Gitter kam. Weil sie die Welt immer weit und offen träumte.

Das Mädchen achtete meiner gar nicht.

Es war Frühling im Lande. Frühling am Genfer See. Wer ermißt diesen grenzenlosen Paradiesgarten. Die Fülle Blütensträucher und Blütenbäume. Die Tulpenbäume und den schüchtern blühenden Lorbeer.

Aber Rebekka Fumfahr ging nicht in Seide. Sie war wie ein Landmädchen, schlicht. Nur daß sie nicht abgelassen hatte, sich zu ihrem weißgeblümten, um den Hals freien Kattunkleid einen mächtigen Schäferhut nachlässig auf den großen Kopf zu drücken, so daß der kirschrote, lange Schleier hinter ihr drein wehte.

Wunderlicher Weise ahnte ich gleich eine ganz unheimliche Geschichte.

Aus dem Winzerhäuschen lief bald danach eine Schwester in schneeweißer Pflegerinnentracht. Die rief nach Rebekka. Und wie sie mich am Tore stehen gesehen, glaubte sie, daß ich Einlaß begehrte, und kam heran.

Ich nahm gleich die günstige Lage wahr, meine Ahnungen aufzuhellen.

»Oh . . . ich begreife ganz . . . ja ja . . . ich berge hier ein seltsames, phantastisches Geheimnis«, sagte die Schwester beim Nahekommen. Und ganz, als wenn sie mir meine Künstlerleidenschaft für Menschenschicksale von den Augen abgelesen, sagte sie weiter, »hier lebt die einzige Erbin der Fumfahrs . . . die einzige Erbin des großen Reichtums!«

Sie hatte mich dabei freundlich in den Park eintreten lassen, und wie sie mit mir auf dem hellen Kieswege zwischen Blumenrabatten hinschritt, orientierte sie mich nun mit ihrem sicheren und immer beschäftigten Dumpfton, ganz nur, als wenn sie in mir einen Seelenarzt sähe, und als wenn sie mir einen strengen Bericht schuldig wäre.

»Das wunderbarste, phantastischste Kind,« sagte sie, »denn sie ist noch immer ein Kind . . . und wird noch ein Kind sein, wenn sie eine graue Mutter ist!«

Und sie fuhr dann fort zu erzählen.

»Viele Gaffer bleiben am Tore stehen . . . aber nur selten ein Mensch, den das Geheimnis anzieht . . . und der fähig ist, es zu begreifen . . . ja . . . das Schloß der Fumfahrs ist verhangen . . . wir beide wohnen in dem kleinen, weißen Winzerhause.«

»Wie Sie nur das Eigentümliche meiner Neugier sofort so gütig durchschaut haben, Schwester,« sagte ich. »Ein Künstler, wie ich bin . . . ich habe freilich das Rätselhafte dieses herrlichen Frühlingsgartens und dieses verhangenen Schlosses empfunden . . . und ich wünschte sofort mit Leidenschaft mehr von dem Schicksal zu wissen, das hier waltet.«

Aber die Schwester achtete auf meine Verbindlichkeit wenig.

»Rebekka würde Tag und Nacht weinen, wenn ich nicht in ihrer Nähe wäre«, erzählte sie weiter. »Meine stumme Anwesenheit ist das Sesam . . . damit tut sie sich jetzt den Berg der Erlösung auf!«

Der Blick aus ihren grauen, hellen Augen traf mich jetzt wie Weisheit und Ruhe, so daß ich nur aufmerksam zuhörte.

»Sie sprachen vom Schicksal, das hier waltet,« sagte die Schwester. »Ja . . . es ist der seltsamste Widerspruch in der Welt . . . Rebekka ging mit 16 Jahren, ein fröhlich entwickeltes Mädchen, zum ersten Male zufällig allein durch die Straßen der Stadt, sah ein

anderes Mädchen, das sie verlockte . . . geriet in ein Freudenhaus . . . und war acht Tage lang nicht mehr zu finden!«

»Huh . . .!« sagte ich.

»Es ist wirklich so«, sagte die Schwester.

»Und wie fand man sie?« sagte ich.

»Äußerlich ein wenig verlottert . . . aber nicht einmal mit einer Anwandlung von Scham . . . nur kindlich lächelnd . . . wahrhaft lieblich . . . ein Mädchen, an das der andere Mensch nie heran kann . . . so im eigenen Wesen verborgen!«

»Aber ich bitte Sie, Schwester . . . solch ein Mysterium . . . hat sich nie ein Mann um die Liebe Rebekkas bemüht?«

»Viele . . . bei ihrem Reichtum . . . immer wieder . . . aber keiner konnte sie zu sich bringen!«

»Wieso?« sagte ich.

»Ja . . . wieso!« sagte die Schwester, in Erinnerung vor sich hinblickend. »Sie hatte gleichsam nur den einen sonderbaren Trieb, die Straße des Lebens fortzuwandern, ohne je zurück zu sehen . . . so ist sie einmal heimlich entkommen und durch ganz Oberitalien fortgewandert . . . sich kindlich mitleidig und willig den Bitten der Lahmen und Krüppel und Strolche am Straßenrande ergebend«.

Ich war entsetzt und erschüttert.

»Man hatte sie monatelang vergebens gesucht . . . bis sie eines Sommernachmittags sich wieder in die alte Weinlaube im Vorstadtgarten der Fumfahrs eingefunden, eine völlig abgerissene und abgemagerte, von der Sonnenbräune fast unkenntlich gemachte Bettlerin . . . sie hatte sich einfach an dem Vespertisch niedergelassen, wo die beiden vom Leide gebeugten Alten ihren Nachmittagstee zu trinken gewohnt waren . . . damals brachte man sie freilich ins Irrenhaus!« sagte die Schwester.

»Ins Irrenhaus . . . ja . . . Rebekka mußte ins Irrenhaus . . . die einzige Tochter dieser berühmten, reichen Fumfahrs!« sagte ich.

»Aber im Irrenhaus war sie so sanft und geduldig . . . und so ergeben, wie vor den Lahmen und Strolchen am Wege . . . sie war noch immer unschuldig wie ein Kind . . . sie verlangt gar nichts, wenn der Weg rund ist . . . und immer nur wieder in sich läuft wie der Kreis . . . und niemand von ihrer Seele etwas erbittet . . .

weil sie nur Hingabe ist und immer gewähren muß . . . so lebt sie noch heute!« sagte die Schwester.

»Sehen Sie es nicht zu gütig an . . . dieses Schicksal!« sagte ich zur Schwester.

»Oh . . .«, sagte die Schwester mit fast hartem, sicherem Blicke. »Ich sage die eherne Wahrheit . . . ich beschreibe die unschuldige Seele . . . ihre Seele ist rein wie Schnee . . . nur ganz Liebe und Hingabe . . . ich bin dieser Seele Hüterin . . . ich muß sie vor den irdischen Gefahren hüten, die sie nicht kennt . . . denn sie ist eine wie vom Himmel gefallene Frau . . . es ist das Schicksal Rebbekas, daß ihre Seele ganz unschuldig bleiben muß auf der schuldvollen Erde . . . daß ihre Seele keine Sünde kennt . . . daß Rebbeka in ihre Unschuld eingehüllt ist wie in einen undurchdringlichen Panzer!«

Und die Schwester nahm von ihrem Busen ein Blättchen Papier und zeigte mir einen Vers von Rebbeka.

„Ich stand am Grabe von Vater und Mutter . . .
„und war sehnsüchtig und voll Fragen.
„Da lief ein Kind vorbei, das eine Gießkanne voll Wasser trug.
„Gib mir das Wasser aus deiner Gießkanne! bat ich.
„Und dann goß ich die immer grünen Blätter und die blauen Frühlingsblumen.
„Goß weiße Narzissen und Himmelsschlüssel, die ich eben aufs Grab gelegt.
„Goß das neue Frühlingsgrab.
„Und indem ich den Toten wohltat, fühlte ich mich ihrem Hauche nahe.
„Und indem ich für sie geschäftig war, deuchte es mir,
„als lebten die Geliebten unter den erfrischten Blättern und Blumen
„mit erfrischten Seelen!"

Wie wir noch standen, kam Rebekka achtlosen Schrittes heran, lächelte ins Unbestimmte wie ein Schalk, sah mich lange fragend an, nannte die Schwester zärtlich mit dem Namen Lotte, streichelte mit dem Marschal-Niel-Rosenzweige ihr Gesicht. Streichelte mir mit dem Zweige wie verstohlen über das Haar, lachte kindlich und ging weiter.

»Sie ist die heilige Unschuld!« sagte die Schwester, indem sie sich anschickte, dem lieblichen Mädchen sogleich schweigend hinterdrein zu schreiten. Und nickte mir nur noch einen Abschiedsgruß zu.

Dann bin auch ich weiter gewandert, den Stein der Unschuld im Herzen mit mir tragend.

Carl Hauptmann.

EXPRESSIONISMUS UND PLASTIK

Der Name Expressionismus, zu Anfang fast leichtfertig als Antithese zum Impressionismus hingeworfen, hat sich zu einer umfassenden und bedeutsamen Formel für das neue Zeitideal und Weltgefühl entwickelt. Konzentration, Knappheit, Wucht, festgefügte Gestalt, das Pathos starker Leidenschaft sind die Kennzeichen, da wo sein echtes Wesen sich offenbart. Vorbei die Zeit der Halbtöne und feinhörigen Nuancen, der flimmernden Lichter in Wort, Ton und Farbe, des zärtlichen Hingegebenseins und umschlingenden Verschmelzens von Erscheinungen und Stimmungen. Wir blicken auf sie zurück wie auf eine selige — vielleicht allzuselige — Insel, die losgelöst war von der Erde und ihren Kämpfen, auch noch da, wo sie sich als Fata Morgana spiegelten, getaucht in das mildernde Element seelischer Atmosphäre. Diese Art der Lyrik im weitesten Sinne ist tot — ich glaube, wir bekommen wieder Dramatiker. In der Tat, es sind kräftigere Gewalten am Werk, die von Innerlichkeit schwer beladen, mit einer fast explosiven Geste sich darstellen, oft roh, wahllos im Mittel, oft fast lächerlich ungeschlacht, aber bei denen, die nicht von Mode, sondern von Notwendigkeit getrieben sind, ein Versuch, den Menschen wieder in seinen Ausdruck ganz hineinzuschmieden. Wir sehen ab von jenen, denen die Expression eine beliebige Grellheit bedeutet, und die die Penetranz in der bloßen Wiedergabe eines Lärmenden, Stinkenden und Augenblendenden für starke Expression halten — eine Verwechslung aufgegriffener Kraßheit mit notwendiger Kräftigkeit, oder die Verwechslung des Schlammes, den die erschlossene Innerlichkeit wahllos mit sich reißen kann, mit dem Strome des Gefühls selbst, der nach Ausdruck drängt, habeat sibi, was da auszudrücken für notwendig befunden wird. Wir sehen auch ab von jenen, die in der Sehnsucht

nach architektonisch gefügter und prägnanter Gestalt sich in einen tödlich langweiligen Geometrismus verrannten oder gar von vornherein diese allgemein zugängliche Formel als bequemes Vehikel nehmen, um sich auf solche billige Weise zur Bedeutung eines Stils aufzuschrauben. Sie haben sich abstrakt und von außen her eine tote Form aufbinden lassen, statt sie aus lebendiger Tat zu erzeugen; sie sind einer Überschätzung des Intellekts zum Opfer gefallen, als sie zu neuer Kunstform hinwollten. War der Impressionismus eine lyrisch in sich versunkene Haltung, eine mit feinsten Fasern lebendig alles in sich hineinziehende Gestaltung, insofern passiv erscheinend, eine abgeschlossene Welt köstlichsten Reichtums, so ist der eigentliche Expressionismus wesentlich imperatorische Geste, dramatisch weit ausladend, laut und kräftig, konzentriert im Sinne festumrissener, geballter Form und gedrängtesten Inhalts — wie er vielleicht nur durch jene weitschwingende Andeutung der Epoche vorher möglich war — seien wir nicht undankbar gegen das, was uns von der gemächlichen Redseligkeit zum modernen Stenogramm der Seele führte.

Wird der Expressionismus so als Ausdruck drängendsten und gedrängtesten Gefühls genommen, wo wirklich unter der Pression eines Zwingenden die Form geboren wird, wo zugleich notwendig nicht ein Eindruck nur zum Anreger eines Teilgefühls, zur sublimierten Steigerung in einer Richtung wird, sondern wo das, was zum Ausdruck drängt, der ganze Mensch ist, weil er eben nicht nur angerührt wird, sondern sich selbst als unteilbare Einheit ausdrücken will — so ist Kurt Kroner in seinen Plastiken als hervorragender Träger dieses Weltgefühls zu erkennen. Wie der junge Lyriker Franz Werfel bis an die Grenzen des Wort- und Stimmausdrucks, bis an die Grenzen umfassenden Menschheitsgefühls rast, fast taumelnd und stampfend einhergeht, oder religiös erdrückt niederkniet — so sind die Plastiken von Kroner ein gewaltiger Aufschrei des Endlichen, das das Unendliche ausdrücken will, Fleisch, das unter der Wucht gefühlter Welt einherwankt, die mühsam gebändigte Explosion der Innerlichkeit in den Außenraum, die doch in konzentrierten, gleichsam gewappneten Formen in ihn hineinzukämpfen sucht. Schwer beladen — dies ist der Haupteindruck dieser Schar

stumm ringender Gestalten, ganz in sich gesammelt, um die Innerlichkeit zum entscheidenden Stoß zu rüsten. Und, wie die Extreme sich berühren, so finden wir zwischendurch sogar den Versuch, von höchster Körperlichkeit ins Wesenlose zu flüchten, die Plastik aufzuheben, um sie ganz zum Symbol des Unendlichen zu machen, die gedrängte und gefühlsdurchtränkte Körperlichkeit jäh zum Schemen werden zu lassen, das nur noch hindeutet auf das Große, was hinter ihr steht, die plastische Raumgestalt wegzurücken, wegzuscheuchen wie eine störende Ablenkung.

Sehen wir diese seltsam lebendigen Köpfe an — in allen ist das tausendfache Sichinsichverkriechen und wieder Hinausstreben, das Trotzbieten und Zusammensinken des Menschen vor dem Schicksal in den dramatischen Buckeln, Höhlungen, Ausladungen und Durchfurchungen verkörpert. Wie aus Kugeln als der konzentriertesten Form sind sie zusammengeballt, mit aller Wucht in den Raum feindlich hineingestellt, Mund, Augen, Kinn, Wangen zu höchster Formbedeutung gesteigert, ein Versuch, die Essenz des Seelischen in die Wölbung einer Fläche zu pressen. Mit rein plastischen Mitteln ist die Ausdruckskraft des Auges erschöpfend gegeben, durch eine ebenso kühne wie freie Behandlung des Lidrandes, des Augenschnitts, der Höhlung und ihrer Schattenwirkung. Die Modellierung des Mundes, der alles Umliegende wie in einen Strudel mit hineinzieht, gibt schmerzliche Lichter, bedeutsame Schatten, starke Begehrungen und herbe Versagungen — eine Dynamik des Plastischen hat die Statik der zeichnerischen Charakterisierung voll ersetzt. Mit Verachtung deskriptiver Mittel wird das Dramatische der Formen, ihr Gehalt an Ausdruckskraft herausgeholt. So empfinden wir unmittelbar die vom Leben zermürbte und reich beschriebene Ergebenheit einer Frau, die dem Schicksal nachsinnt ‹Porträt der Marie Götze›, oder die starre Geschlossenheit des Pflichtmenschen, die sich ihre Form geprägt hat ‹Kopf einer Matrone›; den viereckigen Eigensinn des erdschweren Genossen Liebknecht, oder das starke Aufragen des Dichters Gerhart Hauptmann, dessen beherrschende Stirn mit einer reichbelebten Sinnlichkeit der Wangenflächen verbunden ist.

Am stärksten tritt aber das eigentümliche künstlerische Pathos Kroners in den Figuren von Schreitenden, Stehenden, Hockenden, in sich

Versunkenen zutage, Figuren, die meist auf sehr geringer Größe eine Fülle von Ausdruck geben, Glieder und Haltung werden Sprache bis zum Sprechenden. So jene Frau, die ihre Brüste haltend einherschreitet, den ganzen Körper gestrafft zum Zerspringen, sie ist von einem schweren Jubel und einer Intensität des Gefühls, die sich unmittelbar mitteilt, oder jene andere Gestalt, die sich wie bachantisch und überwältigt hintenüber wirft, so jener Mann, dessen lastendes Zusammensinken oder Zusammengedrücktwerden eben so sehr von der Größe des auf ihm Ruhenden, wie des ihn Erfüllenden redet. Diese Bewegungsfiguren sind nicht in sich vordrängender Detailarbeit gegeben, obwohl von überzeugender Realität, liegt es doch meist wie ein Schleier über der Einzelform, der den Fluß der großen einigenden Geste um so stärker herausstellt. Kroner ist nicht eitel in seinem Schaffen — er will von den Gestalten wegweisen auf das, was sich in ihnen verkörpert. Sehr fern und feind allem Artistischen, ist ihm nur die Form, die aus einem Innern erwuchs, notwendige Form. Dies bedeutet keine Gefahr, denn er ist Künstler genug, daß ihm solche »Innerlichkeit« nicht als angeklebter Gefühlsausdruck oder frostige Idee in Sentimentalität oder Allegorie entgleist. Aber er sucht allerdings in den Strom der ganz großen Kunst aller Zeiten einzumünden, wo auf dem metaphysischen Hintergrund eines Weltgefühls jedes einzelne Kunstwerk als Ausdruck ebenso gerechtfertigt und gehoben wie gerichtet und vernichtet ist, von etwas, was größer ist als es selbst.

Kroners echt plastisch gefühlte Raumgestaltung in der Mannigfaltigkeit der körperlichen Form ist vielleicht das, was der Kubismus oder wenigsten seine kühnsten Vertreter mit ihren Gebilden wollen — nicht in jenen geometrisch geordneten, sondern vor allem den ins dreidimensionale strebenden Körperdarstellungen, die die Fläche der Leinwand mit Gewalt zu sprengen suchen und die nichts mit der Plastizität und Perspektive älterer Körperdarstellung zu tun haben. Vor ihrem seltsamen Treppen- und Zackenbau — ganz abgesehen von der Frage des Gegenstandserkennens — wird sich ein wirklich an der Malerei orientiertes Empfinden verwirrt fühlen, weil da etwas an reinen Raumsensationen vermittelt werden soll, was die Grenzen der Malerei überschreitet, da eine Art räumlicher Bedeutung der

Formen angestrebt wird, wie sie nur die Plastik — und diese wahrlich nicht nur in einförmiger stereometrischer Architektonik — geben kann. Es ist eine zum Plastischen tendierende Gruppe, die sich an die Malerei halten zu müssen glaubt. Dieses Raumgefühl, von der abstrakten Formel gelöst und in konzentriertester Form lebendig zum Ausdruck gebracht, verbindet sich aber bei Kroner mit dem, was zu allen Zeiten die Kunst zu religiöser Bedeutung erheben konnte: daß sie durch höchstgesteigerte Ausdruckskraft des Körperlichen eine ganz unmittelbare Intuition und greifbaren sinnlichen Niederschlag der unbegrenzten Empfindung gab, ein Symbol, das eben dadurch in seine Form den Strom religiösen Empfindens wiederum aufnehmen kann.

Dies ist, im ganzen genommen und verstanden, das Werk dieses überaus ernsten und tiefbohrenden Künstlers, dessen Eigentümlichkeit sich unter heftigem Ringen in einer künstlerischen Form Bahn brach. Helfen konnte ihm auf diesem Wege kaum jemand — Rodins bewegte und sensible Massigkeit jedenfalls mehr als Hildebrands architektonisch profilierter Klassizismus. Auf dieses starke und weitausschauende Künstlertum in unserer vielgeschäftigen Zeit sollte hier der Blick gewendet werden — durch den Versuch, das Gefühl, aus dem diese Werke stammen und sich aufbauen, nahe zu rücken. Nichts anderes konnte hier die Aufgabe sein. Beckmesser wird nicht ausbleiben. Er spitzt schon seine Kreide.

Lenore Ripke-Kühn.

DIE MÄDCHEN

WIR näherten uns Griechenland.

Wir näherten uns Griechenland, und ich hatte meinen Spaß am Handwerk eines so braven Mannes wie Äolus. Der Alte machte Wellen, daß es eine Freude war. Er machte sie breit und nicht zu hoch und hütete sich, durch eine heftige Bewegung Unordnung zu stiften. Ein gleichmäßiger Druck bewirkte, daß das Wasser an dieser Stelle sich in einem runden, wohlpolierten Streifen der Bedrückung entzog und zwar vollständig, bis es mit seiner ganzen blanken Fülle, in einem vor Anstrengung noch immer gekrümmten Bogen, aus dem Schraubstock heraus war und sich nach erreichtem Ziel, plötzlich haltlos geworden, überschlug. So sah eine saubere Welle aus, und das Spiel begann von neuem. Im Grunde war dieser alte Gott nichts als ein geweckter Philister, der sich, statt wie die Rentner bei uns zu Hause an der Angelfischerei, tagaus tagein an der Herstellung von Wellen ergötzte. Zuweilen wurde er wütend, und dann schlug er blindlings in sein Spielzeug hinein, ohne recht zu wissen, was er tat. Oder er stand hochaufgerichtet und blies, sich zum Vergnügen, stundenlang geradeaus, so stark er konnte, und bis ihm die Kinnbacken herabfielen. Ich beschäftigte mich viel mit ihm und wußte manche Anekdote aus seinem Leben zu erzählen, wobei ich ihm seinen richtigen Namen gab, den Namen, der ihm wohl anstand, auf den er Anspruch hatte: Anton Hubermeier. In seiner Gutmütigkeit ließ er es sich auch gefallen, daß unser Schiff seine kleinen Spiele hartnäckig störte und für sein eigenes Vergnügen sorgte, indem es auf beiden Seiten des Bugs eine große rollende Schanze weißen Gischts mitführte, in dem sich für Stunden der schönste Regenbogen einnistete. Des weiteren nahmen Fische und Vögel an der Unternehmung teil, und man hatte den ganzen Tag

zu tun. Als Athen gesichtet wurde, stand ich da, ohne andre Empfehlungen und Beziehungen, als meine Bekanntschaft mit Äolus, der mir, von allen Göttern, jetzt am wenigsten helfen konnte. Das Land war nah, und ich begriff, daß ich meine Aufmerksamkeit an eine verlorene Sache verschwendet hatte. Anton Hubermeier kam gar nicht mehr in Betracht. Überdies hielt er gerade seinen Mittagsschlaf . .

Ein kahler Hügel, grün gefleckt, auf der Spitze ein weißer Haufen Steine, halb zerschossene Fassade, halb Marmorbruch . . An der Reeling rückten immer dichtere Gruppen zusammen. Bald fanden sich auch berufene Finger, um hinüberzudeuten:

»Die Akropolis . .«

Eine Stunde später wurden wir auf der Straße von Neu-Phaleron nach Athen in Sturmkolonnen geordnet und unter dem Geschrei der Kutscher auf die weiße Stadt losgelassen. In der Ebene, die wir durcheilten, sproßten lange Reihen schütteren Grases, die schwarze Erde dazwischen bildete Furchen. Aus den verwehenden Silberwolken einer Gruppe Olivenbäume in der Ferne trat eine Herde schwarzer Ziegen, die eine Hälfte blieb wie angewurzelt stehn, die andre galoppierte auf uns zu. Wir fuhren in Staubwolken, aus denen es auf die spärlichen weißen und roten Blumen am Wege wie Mehltau regnete. Die Kutscher benutzten den kühlen Morgen, um ein Rennen zu veranstalten. Unsere Wagen stießen und zitterten auf ihren verbrauchten Federn, während die wild wiehernden Pferde mit verzweifelten Sprüngen ausgriffen. Durch all den Staub und Lärm, den die Amerikaner noch durch ermunternde »cheers« für sieghaft vorbeifahrende Kutscher vermehrten, drang, mit Schalmeienton und wie in plötzlichen Breschen, die unsern Blicken die ganze Ebene bis zum Gebirge bloßlegte, die Vision des europäischen Frühlings in seiner zarten Ohnmacht. Sie griff unser Herz mit kleinen kalten Mädchenhänden und hielt es eine lange Minute fest . .

Aber schon wurden wir aus den Wagen und in das Stadion getrieben.

Ein reicher Grieche hat die alten Sitze mit neuem Marmor bekleiden lassen und den Eingang mit Propyläen versehen. Der Marmor schwitzte einen unangenehmen gelben Schein aus. Die Propyläen

strotzten von Stuck. Uns störte das nicht. Wir kletterten die blanken Stufen hinauf, ließen uns, langausgestreckt, auf dem heißen Stein ein wenig anbraten und oben angelangt, liefen wir — Daniel Heeder voraus, ich hinterher. Es lief sich herrlich. Einen Hohlweg entlang, auf dessen andern Seite ein Kiefernwäldchen aus rotem Sandboden in den Himmel wuchs. Zu unsrer Linken kamen, in blendender Weiße, die Stufen herauf, ein Riesenblock neben dem andern, Reihe über Reihe, die winzigen Treppen dazwischen verschwanden schier. Schon einige Ränge tiefer schrumpften die Menschen, die sich in der weißen Einöde umtaten, beträchtlich zusammen. Weiter unten bildete die Menge nur noch helle Flecke.

»Halt!« rief Heeder.

Wir hielten an.

»Hör mal.«

Er hob lauschend die Hand ans Ohr. Das Raunen und die einzelnen Rufe der Menge wurden hier oben vom Echo nachgesprochen. Es plauderte und murmelte und puffte lustig aus, wenn unten eine Lachsalve losging. Heeder und ich begannen übermütig mit ihm zu spielen. Wir reizten es auf alle Arten, drängten es und versetzten ihm Stöße, einen schnell hinter dem andern, aber auf die Gefahr hin, sich zu verstauchen, blieb es uns dicht auf den Fersen. Wir klatschten Beifall . . Plötzlich standen wir, überrumpelt, überschwemmt, in einem Hagel von Donnerschlägen. Die Amerikaner waren auf unser Spiel aufmerksam geworden und rückten nun mit einem disziplinierten Indianergeheul zur Verstärkung heran . . Siegeslärm der großen Tage, wenn, von einem Kanonenschuß angekündigt, der erste Läufer von Marathon da unten in die Bahn stürzt, vom König oder einem Prinzen aufgefangen! Die fünfzig- oder sechzigtausend Menschen haben sich von den Marmorbänken erhoben und jubeln, Hände winken wie zahllose Flügelschläge, Blumen, Schleier, Hüte, Geldstücke fliegen in die Arena — und das Echo sammelt, steigert, heute, wir vor zweitausend Jahren, das alte Menschengeschrei zum Triumph . .

Heeder und ich versprachen einander, zu den nächsten Olympischen Spielen herzukommen, die Wagen nahmen den unterbrochenen Sturm wieder auf, und diesmal drangen wir in die Stadt ein. Vor

dem Museum begegneten wir einem Zug manifestierender Studenten. Heeder stieg aus und mischte sich unter sie. Ich erkundigte mich bei dem Kutscher, der ihnen feixend mit der Peitsche winkte. Es waren nationalistische Studenten, die gegen ihre sozialistischen Kommilitonen aufzogen.

* * *

Als ich aus dem Museum trat, waren alle Wagen verschwunden. Ich hatte mich zu lange aufgehalten. War schon bei den mykenischen Altertümern hinter den Führern zurückgeblieben, die massakrierend weiterzogen. Im Vasensaal irrte ich wie in einem Spiegellabyrinth. Dann hielten mich die Bronzen, ich mußte mich mit jedem Schritt losreißen. Die Marmorskulpturen, die ich schon aus Abbildungen kannte, bekamen Leben. Sie hoben sich atmend, standen und zeigten ihre kluge Stirn. Und überall waren fliegende Siegesgöttinen, große und ganz kleine, ja, fast an jeder Tür, in jedem Winkel tat eine ihren rauschenden Schritt. Dank ihnen zog eine heiter ausschreitende Musik, eine richtige unbekümmerte Straßenmusik durch die Museumsräume . . Meine ganze Liebe aber schenkte ich einigen marmornen Mädchen, obwohl ihnen immer etliche Glieder und zumeist auch der Kopf fehlte. Dafür waren sie vollkommenen Leibes, vollkommen, wie ihre Mutter sie gemacht hatte, vollkommen auch darin, wie sie sich mit ihrem Gewand geschmückt hatten, es über die Brüste gerafft hatten und nun zärtlich über ihren süßen Leib rinnen, auf ihrem süßen Leib zerfließen und dies und die ganze Schöpfung mit einem Ausdruck verklärter Klugheit bis ins Kleinste ihm zum Gefallen sein ließen. Durch die Leitung meiner liebenden Bewunderung flog von den zartfingrig gekleideten Göttermädchen ein froher Gruß zu Monsieur Poiret nach Paris . . und zu allen jungen Mädchen auf Erden, die in diesem Augenblick vor ihrem Spiegel standen . .

* * *

Je höher ich auf der steilen Treppe emporstieg, desto größer wurden die Säulen, die, in einem Aufmarsch von einziger Gewalt, den Eingang zur Akropolis bewachen. Einen Augenblick schien es mir, als neigten sie sich über mich und wollten mich erdrücken.

Aber als ich den Kopf hob, sah ich, wie sie im Gegenteil, immer größer werdend, vor mir in den Himmel zurückwichen, und ich stürmte, halb gehoben, weiter, das Sausen der Hitze in den Ohren, die Augen zu Boden geschlagen. Nun stand ich dicht vor ihnen. Es waren Säulen, nichts als Säulen, mit einem Dach darüber, das bis zur Mitte das vorigen Jahrhunderts türkische Kasematten getragen hatte. Der Vorsprung neben ihnen, wo der Niketempel über den Abgrund hinaushing, war ebenfalls eine alte Bastion, der kleine Tempel selbst einem Schilderhaus nicht unähnlich. Jede Säule wies Spuren von Kugeln auf, ich streckte die Hand, um sie sorgsam zu berühren — diese eine hatten die Kugeln geradezu zerfetzt . . »Nur Säulen«, wiederholte ich für mich, mit klopfendem Herzen, von einer sinnlosen Aufregung erfaßt. Ich setzte mich auf den Sockel der Säule, vor der ich stand und schloß die Augen.

Wir erleben Augenblicke solcher Versunkenheit, daß wir, wenn sie vorbei sind, wie aus einer Ohnmacht erwachen mit dem Gefühl, viel schweres Leid und alle Tröstungen erfahren zu haben. So erhob ich mich, und das erste war, daß ich langsam viele Male mit beiden Händen über die Säule strich und zur nächsten ging und zur übernächsten und sie in einer Art anhaltenden Umarmung umschritt, worin schamvolle Achtung und brennendes Verlangen einander durchdrangen. Die durch den Marmor schimmernde Nacktheit war ja menschlich, menschlich das schlanke Ebenmaß ihres Wachstums und, dieses, eine einzige menschliche Gebärde, die Gebärde einer schönen Frau und noch weit mehr . . und derart das Wunder, daß das Werk des Geistes, der solches geschaffen hatte, noch immer vom Schein seines Blutes strahlte und, selbst tausendfach verwundet, selbst verstümmelt, die betörende Macht des Blutes ausübte, die darin besteht, daß sie fremdem Blute über alle Vernunft Glück verheißt! . . Ein Mädchen, wie die im Museum, von klugen Männern geliebt, von klugen Männern gestaltet und mit der tapfern Vernünftigkeit ihrer Erfahrung ausgestattet — ich erkannte sie: Pallas Athene! Oh, sicher suchten Perikles und seine Freunde, die hier zu uns sprachen, in ihr nur die vergöttlichten Eigenschaften der Aspasia, ihres so gescheiten Bettschatzes. .

Diese Klugheit, die eine sinnliche Eigenschaft, ja die Blüte einer

schönen Sinnlichkeit selbst ist, entfaltete über dem riesigen Trümmerfeld der Akropolis, zwischen Propyläen, Parthenon und Erechtheion, in den wolkenlosen Himmel hinein ihren großen blütenweißen Kelch.

Dort stand das Parthenon, bei dessen Bau, nach dem Willen des Perikles, kein Sklave Hand anlegen durfte, und das so von freien Männern errichtet ward, von Männern, die wußten, was sie taten, stand da und beschämte die barbarische Zerstörungswut, die geglaubt hatte, Blut könne Geist auswischen, Gewalt einen edlen Herzschlag für alle Ewigkeit verstummen machen. Einst herrschte hier, wo tausend Trümmer übereinander lagen, bedachte Ordnung, und all die Schönheit war für das Schauspiel auf der hohen Bühne in der Sonne gerichtet und geschminkt. Davon strahlte sie übermenschlich, und das Volk, das zum Beten herkam, fühlte sich in ihrem Licht vergehn. Aber die Zuversicht des Alltags kehrte ihm zurück, wenn es zwischen den bunten überragenden Gebäuden die Karyatiden des Erechtheion erkannte, die »Mädchen«, wie sie einfach hießen, seine »Mädchen«, deren lächelnde Gestalten unbeirrt dem Himmelslicht standhielten.

Die Schminke verblaßte und verschwand, auf dem heiligen Berg wurde gemordet, und die Geier nahmen von ihm Besitz. Kugeln und Explosionen zerstörten die Tempel, doch traten immer wieder, aus dem Rauch einstürzender Gebäude, der sie verhüllte, aus dem Blutnebel, der sie unsichtbar machte, aus dem Dunkel der Vergessenheit die Spielgefährten der Pallas Athene, die »Mädchen«. Genau so, wie sie jetzt vor mir standen.

Sie sagten nicht, daß der Kampf unnütz sei. Sie zeigten nur, daß sie ihn überdauerten.

Und wenn sie morgen der Gewalt erlägen oder wenn ich sie je vergäße, sie träten mir doch, doch, an irgend einer Straßenecke, in den Augen der Geliebten, träten mir in den harmonischen Stunden guter Arbeit doch entgegen . . Denn auf dem langen Weg, der mich zu ihnen führte, hatten sie mir ja auch schon von weitem ihre Boten entgegengesandt.

* * *

Vor vielen Jahren sprach mich auf dem Boulevard St. Michel in Paris eine Dame an, die ich nicht erkannte. Das schien sie auch

nicht erwartet zu haben, denn sie sagte mir gleich, wer sie sei.

»Du hast dich verändert!« rief ich, leider nur zu deutlich enttäuscht. Sie nickte einigemal und versuchte zu sprechen. Da nahm ich ihre Hand.

Drei Schwestern waren sie, schlank, doch gedrungen, mit geraden Schultern, wie ihre Madonna und ihre Kirche sind. Sie waren die drei Schwestern von Paris.

»Was ist aus Euch geworden?« fragte ich leise.

Sie antwortete nicht, wandte den Kopf zur Seite und drückte heftig meinen Arm.

Sie waren die drei Grazien der Natürlichkeit. Allein durch ihre Gegenwart blieb das lateinische Viertel eine Stätte hoher sittlicher und geistiger Kultur. Damals waren gerade die Fresken der Sorbonne dem Maler Puvis de Chavanne in Auftrag gegeben worden, und die Studenten wollten, daß ihnen dreien das Mittelfeld dieser Fresken gehöre. Über allen Philosophen und Dichtern sollten sie thronen, weil sie der fleischgewordene Traum aller waren: die Harmonie. Der Maler, der sie nicht kannte, wollte sich keine Modelle aufdrängen lassen. Doch fand eine Studentenversammlung statt, es wurde eine Adresse aufgesetzt, die, mit ihren Photographien, in die Zeitungen kam. Darauf lud der Maler sie freundlich ein.

Sie gingen nicht hin. Sie waren verschwunden. Man erzählte, am selben Abend hätten sie, jede in einem Automobil, das lateinische Viertel verlassen . . Uns war, als sei ein ewiges Licht erloschen. Man verrohte hier zusehends. Gottlob mußte ich bald abreisen. Und jetzt nach sechs Jahren —

»Du — so sprich doch — was ist aus Euch geworden?«

Wir standen an der Rue Monsieur le Prince.

Sie antwortete nicht, sondern lief aufschluchzend in die Straße und in das Haus, wo ich vor sechs Jahren gewohnt hatte.

So arm war sie also . .

Es folgten endlose Regentage.

Der Sommer war irgendwo liegen geblieben, in der Touraine, in den großen Wiesen, die sich zu seiner Begrüßung mit rotem Knabenkraut geschmückt hatten, und wo die herzbewegende Feierlichkeit der Abendglocken im endlos ermatteten Himmel ihn erdrückte.

Manchmal hob er den Kopf und sah nach Norden. Dann blitzte es über Paris goldig auf, und gleich strahlte der Garten des Luxembourg, als habe er nur auf diesen Blick gewartet, um seine Schönheit herzugeben. Das silbergraue Parterre mit dem flachen Wasserbecken glühte wie ein Spiegel. Über dem großen weißen Kreis der Ballustrade, die das Parterre umschließt, lag die blühende Krone des Rotdorns, dahinter versanken die dichten Massen der Kastanienbäume in einem feinen Dunst weißen Lichts, dem wunderbar klar graue Dächer entstiegen, entfernt im blauen Himmel.

An solchen Tagen sah ich zuweilen die Dame von weitem an der Seite eines Studenten oder eines aufmerksamen Fremden. Der erste von uns, der des anderen ansichtig wurde, bog in den Schatten ein.

Aber es war selten hell an diesen Tagen. Ich saß in einem möblierten Zimmer, in der Rue Gay-Lussac, von wo ich auf den Garten des Luxembourg und den eingeregneten Eiffelturm sah, zwischen Zeitungen, Büchern und illustrierten Revuen, die wie einen leichten roten Rauch eine aufrührende Atmosphäre ausströmten. Der kleine Tisch voll unreinen Papiers war ein Schlachtfeld von Leidenschaften, ein Gewühl und Gehetze, scharf und klein, wie durch einen umgekehrten Fernstecher gesehen.

Gegen abend hörte der Regen gewöhnlich auf. Der Himmel hinter dem Eiffelturm leuchtete gelb. Es gab da drüben in den graubraunen Wolken einen Backofen von gelber Glut, der seinen Schein fächerförmig über den Horizont breitete. Das Schieferdach des Luxembourg war von sanftestem Blau, jeder Baum tief und groß.

Eine Zeitlang verbrachte ich die Hälfte der Nächte in der Gegend der großen Boulevards . . Ich suchte, ohne es recht zu wissen, die schlanke Frau mit den hohen Schultern. Einmal traf ich sie in der »Olympia«, auf dem blauen Teppich mit den großen gelben Blumen, wo kleine Tische mit blauen Glasplatten stehen, im Promenoir. Über dem Parterre lag eine hellgraue Rauchwolke, es waren viele Spiegel da, die Frauen wanderten. Sie trug ein enganliegendes, schwarzes Kleid, das kaum verziert war und sich ihrem Körper anschmiegte, dazu einen großen schwarzen Hut. Mir fiel ein, daß sie auch am Abend, wo sie mich angesprochen hatte, schwarz gekleidet war, und

ich sah, ihre Blässe verlangte es. Ihr Profil war zart und hell. Sie hielt sich gut, schien gar nicht kokett, und selbst die diskrete Langeweile, die übrigens der Mattheit ihres Wesens entsprach, war durch einen Ausdruck von Güte und Freundschaftlichkeit soweit gemildert, daß sie für einen besonderen Reiz gelten konnte. Ihr Begleiter, ein kleiner Deutscher aus guter Familie, sympathisch, ernst, benahm sich, als ob sie seine Frau wäre, ein wenig abwesend, alles musternd, nachlässig zu ihr gehörig. Sie bemühte sich höflich um ihn.

Am nächsten Abend sah ich sie mit ihrem kleinen Freund neben dem Springbrunnen der Folies-Bergère, mitten unter anderen Frauen, die unförmig und aufgedunsen um das klare Wasser kreisten. Sie aber, die schön war unter der kristallnen Wolke, zeigte: sie war von anderm Geschlecht, als die.. Als sie fortgegangen war, schien der Springbrunnen etwas von ihrer Schönheit, Schlankheit und Blässe bewahrt zu haben, wie eine Quelle, worin eine Nymphe untertaucht, noch lange ihr Bild behält. »Vereinsamter Springbrunnen« dachte ich, »der sich klar aus den Ausdünstungen dieser Weiber und aus der Niedertracht dieser ihrer Bauchmusik erhebt! Du: Quellwasser, Berg, Wald, Meer — plötzlich in der dicken Atmosphäre eines Bordells! O ihr Nymphen! Ihr Berggeister der kristallenen Lüfte, wie ist euer Atem rein! Ich spüre Sehnsucht in den Lungen.. Wenn sie sich auszögen, die hier Frauenhaftes feilbieten, und ihren Leib in den Staub des fallenden Wassers lehnten: welche Seele bestände die Prüfung?! Sie wären gerichtet durch die Schlechtigkeit ihres Leibes. Wären sie nicht wie blinde Scheiben? . . und noch die reinsten glichen den alten venezianischen Spiegeln, die man in unbewohnten Schlössern findet.

Ich horchte auf. Eine Stimme auf der Bühne sang.. Gleich schlug die rohe Musik sie tot. Ich dachte:

»Man sollte für seine Geliebte eine Folge von Harmonien erfinden, welche die reinste, mitklingende Luft für das Erklingen ihrer Stimme wäre, für ihr langes Verharren, ihr langsames Sterben. Harmonien — nicht für ihre ‚Gesangstimme', nein, ursprüngliche Klänge, die Mutterwelt, aus der ihre Stimme erstand. Sie wiederfinden! . . und sie wie einen Wald um ihren Gesang errichten, und ein Frage- und Antwortspiel zwischen dem Wald und ihrer Stimme,

ein Suchen, Sichsuchen, und, zum Schluß, der ungeheure Einklang, lang ausgehalten: der schönste Augenblick dieser Vereinigung von Landschaft und Seele . . Mythologie! Psyche lernt singen!

Ich mochte dann nicht länger im »Quartier« wohnen bleiben. Die Examen hatten begonnen, jeden Abend fand ein Studentenumzug mit Lampions und Fahnen statt, immer unter demselben Gesang, immer mit demselben Abschluß einer vollständigen Betrunkenheit in der »Lorraine«, im »d'Harcourt«, im »Panthéon«. Schließlich kam der 14. Juli. Zur Erinnerung an die Einnahme der Bastille, verwandelten die Pariser ihre Stadt in eine Kirmes. Die Boulevards hinauf stand eine Verkaufsbude neben der andern. Wer keine vier Latten hatte aufbringen können, um damit ein Zelt zu bauen, betrieb sein Geschäft am Boden auf einem Taschentuch. Wo ein freier Platz war, drehte sich ein Karussel, an jeder Straßenecke wurde getanzt. Die Musikanten saßen auf trikolorenen Brettergerüsten, und Omnibusse, Wagen, Autos mußten warten, bis der Tanz zu Ende war. Dann gaben die Polizisten den Weg frei, um ihn wieder bei der ersten Lücke im Wagenzug zu sperren. Über die Straßen spannten sich zahllose Triumphbogen mit farbigen Glühbirnen. Es war märchenhaft.

Ich zog mich nach dem Löwen von Belfort zurück in die Gegend der »Closerie des Lilas«. Das ist ein Restaurant und Kaffeehaus, worin selten mehr als zehn Menschen versammelt sind. Wenn ich es zu Hause nicht aushielt, konnte ich dahingehn und arbeiten, ohne gestört zu werden. Die paar Gäste, die sich mit mir in das Café teilten, spielten Schach oder lernten Zeitungen auswendig.

Eines Abends fand ich, noch ein wenig weiter nach Montrouge zu, ein Lokal, das ebenso leer war wie die »Closerie«; aber auf dem Trottoir gegenüber standen viele Menschen und hörten der Musik zu, die hier weltabgewandte Konzerte gab. Fünf arme Konservatoristen hatten sich dem Wirt für die Abende vermietet. Sie machten Kammermusik. Die Zuhörer, Bewohner dieses Arbeiterviertels, verbrachten ihren Abend mit Frau und Kindern auf der Straße, standen schweigend da, sehr still, und viele waren blaß vor Aufmerksamkeit.

Hier verlebte ich Stunden, feierlich und heiter wie der letzte Akt

eines Schauspiels, wo sich zum Schluß die Kulissen, mein Paris, auseinanderschöben und der Himmel offenstände. Hier war es auch, wo der Dichter Francis Jammes mir schwor, daß er den Tierhimmel gesehn habe.

In seiner Heimat, so sagte er, sei ihm auf der Landstraße ein unansehnlicher Hase begegnet, und weil das Tier elend gewesen sei, habe er es geliebt. In der Folge seien sie Freunde geworden, wie selten zwei in diesem Leben voller Selbstsucht Freunde würden. Und es sei ein rührender Beweis mehr für die verständnisvolle Dankbarkeit der Tiere, daß der Hase ihn, den Dichter, bei einem mystischen Sprung in den Himmel mitgenommen habe.

Das allein hätte mich nicht sonderlich überrascht. Aber der Dichter fand im Tierreich einen Park, wo auch junge Mädchen waren: die man wegen ihrer tierhaften Anmut eingelassen hatte . .

Davon träumte ich, während die Musikanten eine Sonate spielten, die sich bewegte wie ein Trupp glänzender Herren und Damen, den man im Zickzack einen Berg hinaufreiten sieht.

Es war hell im Lande, es gab viel Grün und Blau, einen Fluß im Tal, Weg überall, schiefe Ebenen von Baumwipfeln wie große Dächer, die sich an den Himmel lehnen, und keine Möglichkeit, an den Tod zu denken. Sie spielten eine Sonate, die sich bewegte, wie ein Trupp zuversichtlicher Herren und lächelnder Damen, die im Zickzack einen Berg hinaufreiten und mit entzückten Augen um sich schauen.

Ich dachte:

»Wie glücklich bin ich um dich, Ellen Parker! Also wurde deine Seele nicht ausschließlich einem traurigen Einsamen anvertraut, als du in einem florentinischen Frühling so sehr erblaßtest, das zwischen seiner weißen Verklärtheit und dir kein Unterschied mehr war, meine Freundin.

Wie glücklich bin ich für dich, deren Röcke jungfräulich mitgingen, wenn du neben Paul Merkel, deinem Geliebten, schrittest, . .

deren Leib einen Erdgeruch ausatmete, wie von Heide und Thymian oder gemähten Wiesen oder einem jungen Wald, wenn es geregnet hat, . .

deren Hände und Schultern stark waren, . .

und deren Hüften, wenn sie sich in ihrer Bekleidung bogen, all das vergessen ließen:

die Rüschen so hell wie ein Fenstervorhang in einem verrufenen Haus, der bewegt wird,

das Höhlenhafte, Düstere solcher Orte, in einer hellen Stadt mit breiten Straßen, Brücken und Plätzen, und den ganzen Jammer, den man als Jüngling litt,

Entkleidungen, wie das Umrühren einer dampfenden Suppe, der Unterkleider nach oben steigende Kaskaden, die plötzlich zurückgehn und verschwinden, wenn sie ihren Beruf erfüllt haben und die »Wirklichkeit« beginnt,

all das Kulissenhafte, bis auf die Spitzen an den weiten Hosen, die ganze perverse Entlarvung der Amazone —

Wie bin ich glücklich für dich, Ellen Parker, daß du unter einem Baum liegst im Tierhimmel, sorglos wie eine Vierzehnjährige, die auf dem Lande aufgewachsen ist und aufspringend mit schlanken Tieren spielst, und daß ein Windhund, der sich an dir aufgerichtet hat, deinem Körper die Schönheit seines gestreckten, leise zitternden Rückens hinzufügt!

Und du, Lo, hast eine Zukunft, wie ich sie dir oft gewünscht habe. Du solltest, sagte ich dir, in einem Garten wohnen. Der Garten wäre sehr groß und von einer hohen Mauer umgeben, unmöglich auszureißen. Hinten im Garten, unter Obstbäumen, hättest du deine Hütte, mit ausgewähltem Stroh, daneben stände ein Brunnen mit klarem Wasser. Rings herum, an der Erde, an den hundert Bäumen und Spalieren wüchse mehr, als du je essen könntest. Du trügest das dünne lila Kleid mit der lila Halskrause, das wir alle kennen, hohe gelbe Schuhe, gestopfte Strümpfe aus Fil d'Ecosse und gelbe Bänder von billiger Seide. Du wärst scheu, faul und zufrieden. Wenn es regnete, käme ich und legte dir eine goldene Kette um die Fußknöchel, ‚damit du nicht in den Regen läufst und dich erkältest . .'

Ich hätte allerdings den Wunsch, am andern Ende des Gartens in einem Palast zu wohnen. Große Herren und üppige Damen, die Festungen anziehn, sollten bei mir verkehren . . Eigentlich sollten sie das nur des Kontrastes wegen. Nach dem Essen wollte ich sie in den Garten führen und ihnen meine Gazelle zeigen. Sie ständen in

einem dicken Kreis herum und glichen einem an die Luft gesetzten Trödlerladen, während du dich zehn Schritte vor Ihnen an mich lehntest, etwas lilafarben zartes, schnellfüßiges mit hellen braunen Augen, das im großen Garten verschwände, wenn ich es nicht für die Augen meiner Gäste festhielte.. Die Damen wären von deinem scheuen Wesen entzückt und fänden deine Augen schön.

Ich werde in keinem Palast wohnen. Ich werde nicht dort sein.

Aber du wirst deinen Garten haben, Lo.

Der Dichter hat ihn gesehn, im Tierhimmel, welcher der schönste aller Himmel ist, weil es dort außer euch keine Menschen gibt.

Du wirst deinen Garten haben, Lo. Er liegt im ‚Park, wo auch junge Mädchen waren, die man wegen ihrer tierhaften Anmut eingelassen hatte'.

Der Dichter hat ihn gesehen.

Den Dichtern muß man glauben, Lo. Dichtern zu glauben, schmeichelt.«

Wie gut ich mich erinnere!

Sie spielten eine Sonate, die sich bewegte, wie ein Trupp berittener Herren und Damen, die ihre Pferde zügeln müssen, weil die Tiere Stallgeruch gewittert haben und vor Ungeduld an den Zügeln reißen. Es kam ein ernsthafter Einzug durch ein dunkles Burgtor. Der Trupp verschwand. Eine Weile tönte noch der Kontrabaß, wie eine Säule . . .

Ihr holden Karyatiden!

Ich bin ein armer, ungläubiger Christ. Aber als Kind hatte ich meine Madonna, und alle unsere Mädchen hatten ihre Madonna, und die Madonna, glaubt mir, ist euch wohlgesinnt. Unsere jungen Mädchen wissen das genau, wenn sie sich zum Tanze schmücken oder an den lauen Abenden, nach den Maiandachten, vor den Burschen auf- und abgehen. Sehet ihr sie im Halbdunkel sich bewegen und hörtet sie untereinander lachen, ihr würdet eure Schwestern gleich erkennen.

Und unsere Madonna, das wage ich zu sagen, obwohl ich kein großer Mann bin, wie Perikles, unsere Madonna habe ich ebenso geliebt, wie Perikles euere Pallas Athene. Mit Herz und Sinn.

Und deshalb träumte ich, während die Sonate in Montrouge verklang, und sprach im Traum:

»Meine Seele ist nicht zufrieden damit, daß diese Mädchen, die das Schönste sind, was an Menschen wächst, keine andere Bestimmung, als nur der vornehmste der Himmel erwarten sollte.

Die Kirche lehrt, daß es Wesen gibt, die ihrer unbefleckten Reinheit wegen von Gott in seiner großen Güte auserwählt sind, damit sie die anspruchsvolle Stümperhaftigkeit der übrigen Menschen auf sich laden. Die Vielfalt unserer Gefühle löst sich in ihrer reinen Einfachheit und geht eine Verbindung ein, deren Produkt man Lapis coeli, den himmlischen Diamant nennt. Er ist der Preis, um den die Sünden der Menschen zurückgekauft werden.

Ich bin gewiß, meine Freundinnen, die ihr uns schon in diesem Leben durch euer Beispiel erbaut und von vielen albernen Gewohnheiten gereinigt habt, daß ihr unter denen seid, die Gott zur immerwährenden Erlösung der Menschheit bestimmt hat. Denn wen hätte er sonst für würdig und fähig befinden sollen, sich von allen Ekelhaftigkeiten der Menschen anstecken zu lassen, wenn nicht euch und eure Schwestern, deren Schönheit in jedem Teilchen ganz und also unangreifbar, weil unzersetzbar, und insgesamt so einfach ist, daß keine Häßlichkeit, die ihr in eure Seele aufnehmt, euch verunstalten kann? . .«

Blauer, blauer Himmel Attikas! Schwalben, die aus dem Parthenon schießen und sich in der Bläue verlieren! Holde Karyatiden über dem Trümmerfeld! Würdige Freundinnen von euch haben mich bis hierher geführt. Nun habe ich euch selbst gesehn. Ihr, die ihr das Urbild unserer Sehnsucht seid. Ihr, die ihr noch mit Pallas Athene gespielt habt an Frühlingsabenden wie diesem. Tretet einst, ich bitte euch, an das Bett, auf dem ich den Todeskampf leiden werde.

* * *

Auf der Rückfahrt durch die Stadt habe ich Alonjuschka die Geschichte von den Grazien erzählt, die ertranken, und deren jüngste ich gerade noch obenauf treiben sah. Sie bedauerte besonders, daß Puvis de Chavannes, der doch ein großer Meister gewesen sei und solches vermocht hätte, die armen Mädchen nicht vor dem Vergessenwerden, dem vollkommenen Untergang im Elend, gerettet habe.

»Glauben Sie, daß ihnen damit geholfen worden wäre?« fragte ich die reiche Frau . .

»Ihnen vielleicht nicht, aber uns.«

Sie spielte mit ihrem Perlenhalsband, und der Saphir an ihrer Hand warf große Flecke strahlenden Grüns in die Straße. Die aber war grau und schmutzig und voller Wagen der elektrischen Bahn, Lastkarren, Droschken, Automobilen, die sich mit Lärm durcheinander schoben. Als unser Wagen einmal stockte, machten zwei Handwerker, die einen alten Kleiderschrank trugen, Halt und setzten ihre Last ab, um die vornehme Frau im Wagen mit Muße zu betrachten. Sie ließ die Hand sinken und sah unwillig zur andern Seite — der Saphir hatte seinen grünen Wedel eingezogen, die Perlen verkrochen sich in die Falten der Bluse. Aber hier stieß sie auf den Blick einer unsäglich schmutzigen Frau, die sich mit einem offenen Mund voll schwarzer Zähne von der Plattform eines elektrischen Wagens herüberbeugte. Soldaten, große Kerle stelzten vorbei und schaukelten ein gespreiztes Balleteusenröckchen über den langen Beinen. Und die Beine staken in Pantoffeln, deren gebogene Spitze mit einer roten Quaste geschmückt waren. Aus dem elektrischen Wagen, der jetzt langsam vorbeifuhr, wehte ein Geruch von muffigen Kleidern, Schweiß, Zigarettenrauch und Parfums . .

Alonjuschka seufzte:

»O Perikles, sieh dein Athen!«

»Nein«, sagte ich heftig, »und dies ist das Ende meiner Geschichte:

Eines Abends gab es keine Konzerte mehr in Montrouge. Die Musikanten waren ausgeblieben. Es regnete. Aber es hatte oft geregnet, und sie waren doch gekommen. Ich hatte schon neulich gehört, wie sich der Geiger beklagte, daß sie zu schlecht bezahlt würden, und an dem regentraurigen Morgen, wo ich, bald darauf, Paris verließ, hörte ich, wie aus den Konzertsälen, Museen, Bibliotheken ein einziger Schrei stieg: Wir-wollen-essen! Seitdem beschäftige ich mich mit Politik.«

Alonjuschka machte ein erstauntes Gesicht:

»Politik?«

»Aber Alonjuschka, das alles hier ist Politik, das dort oben und dies hier unten, . . ein Januskopf mit einem überirdisch verklärten

Gesicht und einem irdisch hungernden. Beide gehören zusammen. Sie sind eins. Wieviel näher ist mir die Akropolis, weil an ihrem Fuß dieses Athen liegt, eine Stadt von heute, statt einer Einöde oder eines amerikanischen Villenortes! So, wenn nicht schlimmer war auch das alte Athen, darum ist die Akropolis so schön und wie alle Schönheit eine Anstrengung nach dem Ideal hin und ein Sieg über das Elend, über den Kampf, ohne die es keine Schönheit gäbe, und in die wir tauchen sollen bis an die Brust, um menschlich dabei zu sein, wo Menschen in uraltem Drang, im tiefsten Drang ihrer Art sich quälen und entzücken . . Sehen Sie, das dort an der Ecke, das sind Wahlaufrufe, und den Perikles schalten seine Gegner einen Demagogen. Wir sind die Alten, und die Alten waren dieselben, von höheren Träumen besessenen Tiere, wie wir.«

So ungefähr sprach ich zu dem reichen jungen Mädchen, das die schmutzigen Blicke nicht vergessen konnte, die sie getroffen hatten. Als wir jedoch in Neu-Phaleron Daniel Heeder trafen, dessen Kopf in eine blitzblanke Bandage gewickelt war, eilte sie auf ihn zu und ergriff seine Hände und war gleich so rührend gut:

»Was ist geschehn?«

»Ich bin verprügelt worden«, antwortete Heeder. »Dann bin ich zur Akropolis gefahren, habe Sie nicht mehr angetroffen und bin im Automobil hierher geeilt.«

Alonjuschka hob sich auf den Fußspitzen und strich ihm mit der Hand über die Bandage. Und er war doch einer von den Deutschen, die sie von klein auf gelernt hatte zu hassen. Und er war arm. Und er war nicht schön.

»Tut es weh?«

Heeder überhörte die Frage.

»Ein herrlicher Tag!« seufzte er. Im Hotel d'Angleterre habe ich einen türkischen Kaffe getrunken — köstlich!«

Damit half er Alonjuschka in die Barkasse.

Das war alles, was Heeder von seinen Erlebnissen zum besten gab. Alonjuschka schielte zwar nach der Bandage und ich verlangte wiederholt, Einzelheiten zu erfahren. Er wehrte lachend ab und wiederholte nur mit Überzeugung, daß es ein herrlicher Tag gewesen sei. Die Akropolis, fügte er hinzu, sei kolossal, und über-

haupt käme Griechenland, nach allem, was er gesehn habe, ihm vor wie der letzte Posten Europas gegen Osten, in den Orient vorgeschoben, ein wenig vereinsamt, wie der kleine Niketempel auf der Akropolis, der auch so halb verloren über dem Abgrund hinge.

Schon auf der Fallreep hörten wir das Geschrei der Amerikaner. Sie waren also von der Akropolis glücklich zu ihrem Shuffelbord-Spiel zurückgekehrt.

Am folgenden Tag verließen wir die europäischen Gewässer.

René Schickele.

DER SOHN

EIN DRAMA IN FÜNF AKTEN

(Fortsetzung)

DRITTER AKT

ERSTE SZENE

Wenige Stunden später. Gegen 12 Uhr nachts.

Das Vorzimmer vor einem Saal. In der Mitte ein Vorhang, hinter diesem Vorhang, unsichtbar, ein Podium und die Perspektive eines dicht mit Stühlen und Tischen besetzten Saals. Im Vorzimmer stehn nur wenige Möbel, Klubsessel und ein kleiner Tisch mit Gläsern. An der Wand sind Haken, um die Kleider aufzuhängen. Rechts und links kleine Türen. Der Raum erweckt den Eindruck einer geschlossenen Gesellschaft vor einer Veranstaltung.

Cherubim, im Frack mit dem Konzept einer Rede, im Zimmer wandernd. von Tuchmeyer tritt ein, ebenfalls im Frack.

Cherubim: Ist alles bereit?

von Tuchmeyer ⟨legt ab⟩: Alles. Wie wird deine Rede?

Cherubim: Ich halte sie in der Hand. — Sind die Lichter an im Saal? Ist ein Glas Wasser auf meinem Tisch?

von Tuchmeyer ⟨hebt den Vorhang etwas⟩: Du kannst dich überzeugen: alles ist besorgt. In zwanzig Minuten, pünktlich um Mitternacht, werden sich die Bänke füllen. Ich höre, viele Studenten kommen. Die Stunde ist gut gewählt. Jene, an die wir uns wenden, werden zahlreich sein. Sie erwarten das Höchste von dir! Und wer, um die Mitte der Nacht, ist nicht feurig, Offenbarungen zu empfangen.

Cherubim: Und wie steht es mit der Polizei?

von Tuchmeyer: Wir sind unter uns. Ich habe angegeben, wir feiern den Jahrestag unseres Klubs »Zur Erhaltung der Freude«. Wenn Gäste kommen, so steht es ihnen frei: Diesen Bescheid erhielt ich. Sei also unbesorgt.

Cherubim: Ich werde unerhört politisch werden und aufreizend im bürgerlichen Sinne. Freund, mir ist die Brust voll von neuen

Gedanken, die ich zum ersten Male verkünden werde. Ich zweifle nicht am Erfolg! Wenn je, dann gründe ich heute mit euch meinen Bund zur Umgestaltung des Lebens. Ich sage dir, es wird ganz anarchistisch zugehn. Deshalb soll auch fortgesetzt, während ich rede, die Musik spielen, die Leute sollen Sekt trinken und wer tanzen will, soll tanzen. — Sind wir alle versammelt?

von Tuchmeyer (zieht ein Telegramm aus der Tasche): Eben telegraphiert mir der Freund: er ist in wenigen Minuten bei uns. Eine wichtige Sache führt ihn zurück . . . Wir werden also noch vor Beginn des Festes von ihm hören.

Cherubim: Seit wann hast du diese Nachricht?

von Tuchmeyer: Seit zwei Stunden etwa. Sie ist aus seiner Heimatstadt. Gestern reiste er plötzlich ohne Abschied fort . . . Vielleicht führt er uns neue Freunde zu.

Cherubim: Von Tuchmeyer: unter uns — hast du nie etwas an ihm bemerkt?

von Tuchmeyer: Wie meinst du das?

Cherubim: Ich fürchte seinen unstäten Sinn. Er ist keiner von denen, die um einer Idee willen alles opfern.

von Tuchmeyer: Ich habe nie einen Zweifel an ihm bemerkt. Im Gegenteil: er gehört uns mit Leib und Seele. Wie kommst du darauf?

Cherubim: Seine plötzliche Abreise beunruhigt mich. Was bewog ihn? Wollte er an diesem Feste fehlen? Weiß er nicht selber, wie wichtig er ist?

von Tuchmeyer: Er gehört zu den kritischen Temperamenten, die immer das Gegenteil von sich erstreben. Er ist sein eigner Widerspruch, aber gerade darin liegt die Bejahung seiner Natur. Ich schätze in ihm, wie auch du, etwas Geistiges, das verborgen wirkt. Deshalb auch stelle ich ihn bedingungslos unter dich, der du den Mut hast zur Exhibition. Du bist das repräsentative Ideal unsrer Idee, er ist ihr Kontrapunkt. Ihr bedingt euch gegenseitig, wenn etwas werden soll.

Cherubim: Seine Abreise beschäftigt mich. Er weiß doch, was auf dem Spiel steht . . .

von Tuchmeyer: Du vergißt seine Hemmungen. Er muß sich

auseinandersetzen, eh er eine Sache tut. Du lebst der Eingebung, er verachtet sie. Und er liebt die lauten Feste nicht. Aber er ist uns unentbehrlich — wie wir das alle einander geworden sind. Vielleicht ist er der Stärkste, der Größte ist er jedenfalls nicht.

Cherubim: Ich habe manchmal vor ihm, wie vor einem Rivalen, gezittert. Ich sag es offen! Heute abend aber, zum ersten Male, bin ich ihm ganz überlegen. Er mag kommen oder nicht — ich fühle keine Angst mehr. Mein Wille ist fest.

von Tuchmeyer: Bald wirst du im Saal stehn!

Cherubim: Laß uns die Zeit bis dahin nützen. Ich meine, ich muß mit dir reden: denn du, der Sohn des Geheimen Kommerzienrats, hast dein Erbe für uns verschwendet. Mit dir steigen und fallen wir. Mein lieber von Tuchmeyer! Der Teufel hole deinen Vater, hätte er etwas erworben, was auf die Dauer seinem Sohne weniger Nutzen brächte, als eine gute Fabrik oder ein Bergwerk. Deshalb unterrichte ich dich über alle Schwankungen, denen dein Kapital ausgesetzt ist, und ich glaube, ich bin heute Abend zu einer befriedigenden Bilanz gelangt.

von Tuchmeyer: Lieber Cherubim! Solange mein Vater lebte, saß ich jeden Tag in seinem Bureau als armer Kommis, und der Tod war für mich eine heitre Sache. Erst, seitdem ich dich kenne, weiß ich, daß man trotz seines Geldes leben kann: Deshalb ist mein Glaube an dich ungeheuer.

Mein Vater hat mich für seine Rechnung arbeiten lassen und mich ebenso betrogen, wie jeden Koofmich in Russisch-Polen. Wäre er nicht zur rechten Zeit gestorben, als ich die hundsföttische Sklaverei erkannte, ich glaube, ich hätte ihn . . . und so weiter. Noch heute denke ich mit Übelkeit an dies väterliche Instrument mit der doppelten Buchführung, an diesen jüdischen Jobber, der mir mit seiner Speckigkeit die schönsten Jahre verdorben hat. Deshalb bitte ich dich — sprich mir nicht von Bilanzen: ich werde sonst wahnsinnig!

Cherubim: Ich fühle mich verantwortlich — mehr als du glaubst. Ich weiß, du bist nicht fähig, einen Wechsel zu lösen, und wenn du die Seligkeit mit einer Unterschrift beglaubigen müßtest, du würdest sie lieber verschlafen. Du bist herrlich, aber du hast von Werten keine Ahnung. Ich will nicht, daß du eines Tages arm bist. Dein

Vermögen fundiert unsre Idee. Was wären wir ohne dich? Kleine Schlucker, die nicht einmal ein Lokal hätten, wo sie diskutierten. Ich habe dich zu einem Edelmut verlockt, den du eines Tages bereuen könntest. Nein, erröte nicht — es ist so! Übrigens werde ich ja gleich im Saale ganz anders reden. Es handelt sich doch hier um dich und um mich — deshalb unter vier Augen.

von Tuchmeyer: Auf alles, was du mir sagst, werde ich immer erwidern: ich wäre tief unglücklich, könnt ich das blöde Geld, das mein Vater zusammengemistet, nicht irgend einem gemeinsamen Gedanken unter Menschen zurückgeben. Es ist doch nur gerecht, wenn in Unfreude Erworbenes, an dem soviel Unglück klebt, wieder der Freude fruchtbar wird! Ich brenne förmlich auf ungeahnte Sensationen, daß man sie, allen Idioten zum Trotz, auf der Erde verwirklicht. Wie herrlich ist dieser Kampf gegen die Welt! Und wenn es schon die zehn Gebote gibt, eins davon sehe ich darin, meinen Vater aus der Erinnerung der Lebenden auszulöschen. Nebenbei bin ich durchaus ein Egoist und habe mein Vergnügen dran.

Cherubim: Gut, so höre!

Vor heute, genau einem Jahr, trafen wir uns zufällig: du, der Freund, der Fürst und ich, in einer unscheinbaren Bar. Mit einigen Libertinen, die uns die Zwischenräume diskutierter Nächte durch angenehme Spiele vertrieben, taten wir uns zusammen zu einem Klub und nannten ihn »Zur Erhaltung der Freude«. Wir haben uns seitdem des öftern gesehen und einige Orgien gefeiert. Aber ich frage dich: Was ist geschehn? Kein Dogma wurde verkündet, dagegen schlossen etliche Jünglinge, deren Wechsel klein ist und einige unbefriedigte Damen sich uns an. — Habe ich Unrecht, so unterbrich mich!

Es ist nicht nötig, daß wir mit den Sternen in Konkurrenz treten, in China Revolution machen oder eine Entdeckung im Nervensystem des Frosches — all das können wir nicht. Wir haben den Ehrgeiz, es auch nicht zu tun. Aber es ist wichtig, daß man jene, die gleich dort im Saale sitzen, für etwas begeistert. Man muß ihnen klar machen, daß im Verlaufe dieser 12 Monate keiner von uns gestorben ist. Und das ist viel! Bedenke, was das Leben heißt.

von Tuchmeyer: Ist das ein Widerspruch zu diesem Jahr?

Cherubim: Es ist ein Widerspruch. Hör mich zu Ende. Zwar haben wir in 12 Monaten gelebt — aber wir wußten nicht wozu. Das Leben allein genügt nicht. Auf die Frage will ich heute Antwort geben: Wir leben für uns! Und ich werde diesen Passus meiner Rede zu ungeheurem Pathos steigern: wir wollen dem Tode, der uns verschont hat, ein Opfer bringen!

von Tuchmeyer: Nicht aus Angst vor dem Publikum, sondern aus Neugierde: worin soll das Opfer bestehn?

Cherubim: Darin, daß wir den Gott der Schwachen und Verlassenen von seinem Throne stürzen. An seine Stelle heben wir die Posaune der Freundschaft: unser Herz. Denn wir Vielfachen, wir Gestalten von heute, leben dem unermeßlich Neuen. Wir sind berufen für einander — so laßt uns die kleinen Gesetze der Schöpfungen korrigieren, Kampf, Entbehrung und die Grenze der unvollkommenen Natur — laßt uns den Mut haben zur Brutalisierung unsres Ichs in der Welt!

ZWEITE SZENE

(Der Vorhang zerteilt sich. Fürst Scheitel, in Frack und Mantel, tritt ein.)

Der Fürst: Guten Abend, meine Herren! Lassen Sie sich nicht stören.

(Er legt ab.)

Cherubim (ihm entgegen): Fürst Scheitel — Sie sind es! Sie kommen wie gerufen. Wir diskutieren die Möglichkeit einer neuen Religion. Ich mache einen Staatsstreich heute Nacht!

von Tuchmeyer: Fürst — wir bewundern Ihre Treue! Sie bringen uns das größte Opfer: das gefährlichste für Sie. Wie gelang es Ihnen, dem hohen Souverän, Ihrem Vater, diesen Abend zu entkommen? Wir haben Sie nicht mehr erwartet.

Fürst Scheitel: Meine Herren! Wozu haben wir den Kintopp? man lernt auch hier. Ich sah neulich ein Intrigantenstück, die verkappte Geschichte meines Vetters, des Herzogs. Sie wissen, er hatte eine Liäson mit seiner Soubrette, und man hat das für eine Pariser Firma bearbeitet. Ich machte es genau wie er: mischte meinem Ad-

jutanten ein Schlafmittel ins Glas und entwischte hinter einer Gardine. Bemerken Sie, daß Adjutanten immer trinken müssen! Nun, ich fühle mich ganz im Zauber des schlechten Romans; schade, daß kein Weib hier ist. — Doch Sie sprachen von etwas anderm. Bitte, fahren Sie fort.

Cherubim (mit Herzlichkeit): Lieber Fürst! Augenblicklich sind wir beschäftigt, unser aller Verdienste hier auf der Börse zu notieren. Da durften Sie nicht fehlen. Ich gestehe, daß ich manchmal bei Ihnen ein leises Mißtrauen hatte, vor Ihrer allzu soignierten Gestalt. Jetzt erkenne ich, wie recht Sie haben. Ihre stille Anmut stürzte uns oft in die Eleganz der Sphären. Von Ihnen empfingen wir den Ruhm des Monokels im Auge und die Krone des stummen Saluts, wenn Sie einst als regierender Fürst, unerkannt, im Trommelwirbel an uns vorüberfahren. Wirklich: Ihre Freundschaft ist die höchste, weil sie die schwerste war.

Der Fürst: Aber meine Herren — Sie beschämen mich! Sie sind viel mehr und haben mehr Chancen als ich in meiner Stellung. Leider ist der Luxus auf unsern Thronen noch nicht bis zum Geiste gelangt, sonst wäre ich der erste für eine Republik. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich mich auf diese Nacht freue — und weil ich in Ihrem Klub bin. »Klub zur Erhaltung der Freude«! Meine Herren, ich finde noch immer, daß dieser Klub gut ist. Im übrigen will ich an einem so wichtigen Feste, wenn auch hinter den Kulissen, nicht fehlen.

von Tuchmeyer: Wie kamen Sie her?

Der Fürst: Standesgemäß, doch zu Fuß. Als ich die Treppe hinaufstieg, fuhren gerade Automobile vor, und in der Garderobe legt man bereits ab. Zu nett ist dieses Volk — wir werden ein großes Publikum haben! Von Tuchmeyer, Sie müssen mir hinter dem Vorhang Gesellschaft leisten, und wir wollen den Erfolg sehn. Ich möchte die Nationalhymne singen: Gott erhalte meinen Vater am Leben, daß ich noch lange Ihr Freund sein kann. Wenn er tot ist, muß ich mich auf den Thron setzen, schon der Presse wegen. Ich kann es nicht ändern. Und ich werde mich prinzipiell an keinem Umsturz beteiligen, denn ich habe aufs Gehirn meiner Nachkommen Rücksicht zu nehmen. Außerdem finde ich es albern — für einen Fürsten.

Sie, meine Herren, dürfen allzeit die Welt verändern. Ich muß sie, aus größerer Klugheit, beim Alten lassen.

Cherubim: Und von diesem Rechte, Fürst, machen wir Gebrauch! Wenn schon mit dem Gedanken vertraut unsrer minderen Wichtigkeit auf der Erde, wollen wir uns wenigstens zu höchster Steigerung bringen. Ich habe das Mittel dafür gefunden, und ich werde es anwenden. Vertrauen Sie mir.

(Sie setzen sich, Zigaretten im Mund.)

Cherubim (mit oratorischer Bewegung): Ich werde unten im Saale jeden beim Namen nennen. Er nehme sein Champagnerglas und stelle sich neben mich, und ich werde rufen: Du lebst — empfinde, daß du glücklich bist!

Und dann werde ich auf meinem Pult, wie Apollo im Tale Endymion, von Frauen umringt, die Heiterkeit um mich versammeln. Sie kennen die Adrienne mit ihrem süßen Gesicht? Denken Sie sich dies Weib in ihren strahlenden Schultern! Ich will mich über sie beugen und verkünden, daß alle Menschen zum Glücke geboren sind. Und ich will sehn, ob sie mir nicht zujubeln, trotz Angst und Verwirrung, ob unter uns ein Verräter ist.

Der Fürst: Bravo! Zwar eine Farce gegen die Statistik, aber immerhin, sehr amüsant. Sie werden neben Ihrem Pulte einen Korb Rosen finden. Ich ließ ihn hinstellen für Sie. Vielleicht werfen Sie bei dieser Stelle die Rosen ins Publikum!

Cherubim: Ja, ich bin für die Wirkung! Sie hören es jetzt: einen Bund zur Propaganda des Lebens — deshalb muß ich die Freude predigen, skrupellos. Genießt den Duft der Rose ohne Dorn! Stellt Tische hin, an denen gespielt und nicht verloren wird! Zieht Frauen auf, die uns alle lieben! Es lebe unser herrlich weltliches Gefühl!

DRITTE SZENE

(Eintritt plötzlich durch die Türe der Freund.)

Der Freund: Du lügst, Cherubim!

(Alle fahren erschrocken herum. Er reißt die Maske ab und steht vor ihnen, im Frack.)

Cherubim: Hallo! — Du bist's.

Der Freund: Ja. Ich bekenne mich schuldig: ich hab vor der Türe gelauscht. Es braucht also der Wiederholung nicht. Ich habe alles gehört. Und ich erkläre dir den Kampf!

Cherubim: Was soll das heißen?

Der Freund: Das heißt: in zehn Minuten ist der Saal drüben voll. Du wirst heute Nacht keine Rede halten.

Cherubim: Bist du des Teufels! Ich muß reden. Woher dieser Ton?

Der Freund: Das wirst du erfahren. Ich kann dich zwar am Reden nicht hindern, doch ich rede nach dir.

Cherubim ⟨erblaßt⟩: Was wirst du reden?

Der Freund: Die Wahrheit, mein Lieber. Du hast dir viel Mühe gegeben, man muß es sagen. Nur fürchte ich, diesmal versagen deine Tricks.

Cherubim: Meine Tricks . . !

Der Freund: Und die Rosen, mein Freund. Hüte dich, das sie sich nicht in faule Eier verwandeln und auf deinem Haupte enden.

⟨Sie umdrängen ihn alle.⟩

Cherubim: Jetzt sprich: was hat dich in 24 Stunden so verändert?

Der Freund: Ihr seid, scheints, alle sehr gespannt. Das führt zu weit. Die Stunde heischt Kürze. Cherubim! Diesen schönen Namen hast du dir beigelegt. Sonst hab ich nie mich besonnen, das Wort mit vollem Klange zu sagen. Nun bin ich voll Ekel. Ich kann dir nicht mehr in die Augen sehn. Wie hast du gewagt, dich mit dem Namen des Engels zu nennen — du Spiel und Laune von einigen Nächten! Und wirklich: du willst weiter diesen Betörten Taumel und Trunkenheit predigen? Empört sich nicht etwas in dir gegen die Lüge? Betrogene Bewunderung, die wir deinem Lockenhaare zollten! Du Verkünder Gottes auf Erden — wie schal ist dein Reich.

Cherubim ⟨springt mit allen Zeichen des Entsetzens zurück⟩: Ein Aussätziger ist unter uns!

Der Freund ⟨mit tiefem Ernst⟩: Nein! Einer, der den Stachel erkannt hat. Was genießt ihr denn? Was habt ihr vollbracht? Habt ihr im Überfluß etwas Gutes oder Böses getan, das euch die Augen

öffnet? Hattet ihr Tränen, wenn am Morgen nach vergeudeter Nacht ein Unglück in eurer Zeitung stand? Habt ihr einen, der euer Feind war, umgebracht? Und selbst wenn ihr die Ohnmacht alles Irdischen fühltet — war euch damit geholfen?

Was soll diese Geste, dies tönende Barock? Mir ist übel. Ihr wollt in Heiterkeit entfliegen und seid tiefer im Dreck. Das nennt ihr ein neues Programm?

von Tuchmeyer: Man höre nicht auf ihn. Er ist verrückt.

Der Freund: Herr von Tuchmeyer! Es ist wahr: Sie haben Ihr Erbe dem Gedanken der Freude geopfert — aber wie, wenn dieser Gedanke ein Trugschluß war? Wer beweist Ihnen die Richtigkeit einer Tat? Ihr Geld und Ihre Seele stecken in diesem Klub — was würden Sie sagen, wenn das, wofür Sie leben, nur ein lächerlicher Fall ist? Ja, ihr kindlichen Gemüter: der Beweis fällt nicht schwer, angesichts solcher Helden. Wenn man zu Ende ist mit einer Weisheit, fängt meistens das Gegenteil an. Mit einem Wort, Verehrte, wozu leben Sie noch? Ihr Ziel ist doch erreicht! Man verschwinde also. ‹Keiner antwortet ihm.› Euer Schweigen redet lauter! Weshalb kamen euch sonst diese Fragen nicht? Worüber habt Ihr eigentlich nachgedacht? Verteidigt euch! Ist ein Fehler in meiner Rechnung? Nun, ihr Monumente aus dem Nichts, begebt euch doch in euer Kartenhaus!

Cherubim: Ich will nur das eine gegen dich sagen, bester Freund: wie schmerzlich wäre es doch, wenn selbst du uns heute abend entrückt wärest — in die Gefilde jenseits dieser lachenden Erde.

Der Freund: Sagt das etwas gegen mich? Muß man denn leben? Und rechtfertigt es euern Mummenschanz? Ich bin hier um zu verhindern, daß andre, denen es schlecht geht, eure Fröhlichkeit teilen. Die Freude zu besitzen, tötet. Ich rotte diesen Bazillus aus! Freut euch deshalb nicht über mich. Es ist noch zu früh.

von Tuchmeyer: Welcher Irrsinn, gegen die Welt zu reden, weil Sie leben! Eine Falle Ihres Geistes, den wir bewundert haben. Sie sind erbärmlich gestrauchelt. Ein Büßer mutet immer komisch an. Gehn Sie ins Kloster, oder liegt Ihnen die Rolle des Clowns besser, treten Sie im amerikanischen Zirkus auf.

Der Freund: Lieber Herr, ich bin ein Jahr lang mit Ihnen vergänglich geworden — deshalb tu ich das Eine nicht und auch nicht

das Andre. Doch hab ich, begreiflicherweise, den Wunsch, mich von Ihnen zu befreien — das würden Sie an meiner Stelle auch tun. Also lassen Sie mich doch reden!

Cherubim: Kurz und gut: was willst du?

Der Freund: Jene dort überzeugen, daß es keinen Zweck hat.

Cherubim ⟨auf ihn zustürzend⟩: Das tust du nicht!

Der Freund: Zurück! Ist das dein Gesicht? Aus dieser Larve entpuppst du dich mir: Ich meine, dein Wille ist so fest! Weshalb wagst du denn nicht den Kampf? Laß uns doch beide reden, einer nach dem andern — oder fielst du schon heimlich um? So hab doch den Mut, es zu bekennen, und geh lautlos ab. Weshalb der Lärm?

Cherubim: Verräter! Hinaus!

⟨Er und von Tuchmeyer drängen ihn gegen die Türe.⟩

Der Fürst ⟨fällt ihnen in den Arm⟩: Meine Herren, halt! Lassen Sie mich auch ein Wort sagen. Sind wir denn hier im Parlament? Soll doch jeder tun, was er will. Ich habe durchaus nichts gegen Rebellen und Antimonarchie. Und ich sage es offen: ich stelle mich auf Seite des Rebellen — ich finde, er hat Recht! Er fragt: weshalb. Seine Fragestellung imponiert mir. Können Sie ihm denn Antwort geben? Wenn er es kann — weshalb soll er es nicht?

Cherubim ⟨trocknet sich die Stirn⟩: Mein Gott, ja! Aber doch nicht heute — dies paradoxe Gewäsch — wo alles auf dem Spiel steht.

Der Fürst: So lassen Sie es doch — das Spiel. Es siegt, wer stärker ist. Ich glaube an keinen von beiden. Aber wer will, soll ruhig auf der Kippe stehn. Sie wollen ja etwas — also streiten Sie! Ich kann mir nicht helfen: da hat er Recht. Ich finde es zwar belanglos, sich aufzuregen über Aktionen jeglicher Art, aber wenn es geschieht, soll es ehrlich geschehn. Sie machen mir, Cherubim, nicht mehr den Eindruck eines so sichern Menschen.

Cherubim: Fürst! Ich habe doch nicht umsonst gearbeitet! Ich kann nicht kämpfen, denn ich bin auf alle Register der Begeisterung eingestellt. Wenn jetzt etwas schief geht, stürzt alles . . .

Der Fürst: Lassen Sie's stürzen! Eins stürzt nach dem andern. Sie brauchen mit Ihrer geistigen Apanage nicht Haus zu halten: seien Sie froh. Mit Ihnen ist doch nichts verloren — oder haben Sie im Ernste an sich geglaubt? Sie haben noch eben von Ihrer kleinen Wich-

tigkeit gesprochen. Dann haben Sie gelogen! Sie haben sich dem ewig Neuen unterworfen — tun Sie's jetzt!

Cherubim ‹in Verzweiflung›: Nein, ich tu es nicht! Und ich will es auch nicht! Ich kann nicht.

Der Freund ‹tritt auf ihn zu›: Cherubim! Zum letztenmal diesen lästernden Namen und dann ins namenlose Zelt. Etwas Größeres, was du nicht bist, kam hier herein — dem füge dich. Du hast deinen Teil gehabt am Rosa-Gestirn: laß ab, einen falschen Glanz auf die Urne zu heften. Du hast dein ganzes Herz verschwendet, deshalb haben wir dich geliebt. Wenn du auch irrtest, was tut es: du hast gelebt. Zum höchsten bist du nicht gelangt. Trotzdem ‹er reicht ihm die Hand› hab Dank!

Cherubim ‹stößt ihn fort›: Ich will Euern Dank nicht. Ich lebe noch! Ich nehme den Kampf auf. ‹Er richtet sich empor.› Wo sind meine Freunde? Wollen sehn, ob sie mich alle verlassen . . .

‹Er blickt um sich.›

von Tuchmeyer ‹tritt zu ihm›: Ich bleibe bei dir!

Der Freund: Gut. Du willst, ich soll dir vor allen die Maske vom Gesicht zerren. Ich werde dich nicht schonen. Kampf bis aufs Messer. Fällst du, wirst du mit Füßen getreten — und du fällst! ‹Die Musiker im Saal stimmen ihre Instrumente. Lichtschein und stärkeres Geräusch von vielen, schon Versammelten setzt ein.› Hörst du die Töne? Wirklich — bist du ohne Angst? Gib acht, ich rede gegen alles — und gegen dich. Deine Weiber und deine Locken nützen dir nichts. Ich weiß ja, wozu die Rosen und der Sekt dient! Bei meiner Rede wird nicht gespielt. Ich werde die Nichtigkeit deiner Argumente nachweisen — ich kenne dich auswendig! Ich lasse die Haubitzen des Zweifels auffahren: sieh zu, daß nicht all deine Freuden wie Luftblasen zerplatzen vor diesem Salut. Mein Sohn, es kommt die Stunde des Gerichts, auch ich bin gewappnet mit Feuer. ‹Brausende Versammlung im Saal.› Hörst du! Hörst du! Schon wirst du blaß. Nicht ein Erdbeben — ein kleines Wort wird dein Himmelreich vernichten. Ich hole die Gespenster aus allen Ecken hervor und lasse sie Walzer tanzen. Ich mach einen Totenkopf aus deinem Gesicht. Wie ein Revisor die Unterschlagung: ich deck dich auf! Man wird dich aus dem Saale steinigen, mein Freund!

Cherubim ⟨zitternd, ergreift eine Sektflasche und trinkt.⟩

Der Freund: Du trinkst noch? Mut! Du könntest stottern. Du willst keine Schonung — nun denn: ich bin verrucht genug, die Justiz zu rufen. Ich lasse dich wegen Aufreizung zur Unzucht verhaften. Da kannst du eine Zeitlang über deinen Blödsinn nachdenken. Weshalb sollst du nicht die Konsequenzen deiner Lehre tragen? Bessere als du sind am Kreuze gestorben.

Der Fürst: Um Gottes Willen, man rede nicht so vor meinem Staat! Ich bitte Sie, es ist doch kein Spaß. Wenn wirklich die Polizei kommt: ich kann Ihnen nicht helfen, ich bin noch nicht mündig. Wie denken Sie sich das?

Der Freund: In dem Falle verschwinden Sie durch den Notausgang.

von Tuchmeyer ⟨mit kalter Ruhe⟩: Solange ich hier bin, wird nichts geschehn.

Der Freund: Herr von Tuchmeyer, ich weiß, Sie haben Geld. Andre haben das auch, deshalb sind Sie nicht schlechter — aber hüten Sie sich vor Dummheiten. Übrigens wird es Ihnen immer gut gehn: Machen Sie doch nicht andre zu Genossen Ihres subalternen Gefühls. Sie können ruhig Ihr Geld verschwenden, einst wird es wieder auf Ihren Schultern rollen. Aber was soll uns diese Welt mit Operetten und Monte-Carlo? Sind wir nicht an jedem Brunnen älter, und ein andres Dunkel umhüllt uns! Leben wir denn, um immerfort in Kasernen dies Wort herzhaft zu bewegen? Verdammt mit solchen Scherzen! Ich hasse alle Menschen, die sterbend noch das Grün im Spiegel der Bäume sehn. Aufhängen soll man jeden, der nicht Unlust und Verzweiflung und das penetrante Risiko verspürt hat, sich von diesem Miststern geräuschlos zu entfernen. Begreife man, daß wir uns durch Gefahr der Ewigkeit nähern. Was nützt uns der Hahnschrei des Glücks. Verehrte, lernt euch verachten! Wen Gott straft, der genießt zuviel.

von Tuchmeyer: Haben Sie nicht Schwüre der Freundschaft begeistert mit uns getauscht? Weshalb verlassen Sie uns? Sie sind meineidig. Ich schäme mich Ihrer.

Der Freund: Lieber Tuchmeyer, gehn Sie ab vom Kreuzzug. Sie dürfen noch in Sekt und Umarmungen selig sein. Wir können

das nicht mehr. Erlauben Sie deshalb, daß wir darüber nachdenken. Wir bleiben nicht immer zwanzig Jahre, und Genies dürften hier keine sein, ⟨er dreht sich zum Fürsten um⟩ außer Ihnen, Majestät.

Also ich erkläre es zum letztenmal: ich bin wurmstichig und habe den Mut, es vor aller Öffentlichkeit heute zu bekennen. Mag vor mir oder nach mir reden, wer will: ich werde das Gegenteil beweisen.

Und wenn Sie mir nicht glauben, so kommen Sie her: mein Herz klopft gar nicht — ich habe nicht mehr als 80 Pulsschläge in der Minute.

⟨Er stellt sich und öffnet leicht den Rock. Erneutes Brausen im Saal. Dann Stille. Die Ouverture beginnt.⟩

Der Freund: Ich hör schon die Ouverture. Ein gutes Arrangement! ⟨Zu Cherubim.⟩ Präparier deine Handgelenke. Es geht los.

Cherubim ⟨schweratmend überm Tisch⟩: Schließen wir einen Kompromiß. Ich rede nicht. Sprich du aber auch nicht!

Der Freund: Nichts. Kein Kompromiß. Einer wird reden.

Cherubim: Also du willst den Skandal . . .

Der Freund: Ich laß dir einen Ausweg: es redet ein Dritter!

Cherubim: Wer ist dieser Dritte?

Der Freund: Fügst du dich? Entscheide!

Cherubim: Mein schönes, strahlendes Werk . . .

von Tuchmeyer: Tu's nicht! Ich steh dir bei!

Cherubim ⟨durch diese Stimme geweckt, richtet den Blick starr auf ihn⟩: Ich gebe nach. Ich rette dein Geld!

Der Freund: Jetzt hab ich dich, Freundchen! Du sicherst dir das Kapital. Glückauf! Wir brauchen es nicht. Diesen Schlußeffekt hast du dir nicht erspart. Du Streiter in Gottes Hand! Nun, Ischarioth und Co., tut euch von neuem auf: Gott geb euch Treue und tröste eure Witwe.

von Tuchmeyer: Halt — ich bin noch hier! Wer ist nun der Verräter an uns allen? Du Cherubin, hast feige deine Größe verlassen. Und Sie — wer sind Sie auf einmal? Nun sind mir die Fäden zerrissen — auch ich schwanke — wem glaub ich denn noch? War mein Geld umsonst und was schlimmer ist: mein Glaube? Rächt sich schon mein seliger Papa? Macht man so Bankerott . . . .?

⟨Die Ouvertüre ist zu Ende. Es wird laut geklatscht. Das Brausen im Saale schwillt an.⟩

Die erste Nummer ist vorbei. Jetzt schnell! Es muß doch weitergehn. Ich fange an, mein eigner Regisseur zu werden. Wir können doch nicht mitten im Programm aufhören . . . nach der ersten Nummer!

⟨Verzweifelt zum Fürsten:⟩

Fürst! Sagen Sie etwas! Jetzt kommt doch die Hauptsache. Wenn nichts passiert, die Leute töten uns ja . . . Auch Sie schweigen! Hier ist kein Notausgang . . . Gibt keiner ein Zeichen???

Der Freund ⟨hebt den Arm⟩: Schweigt alle jetzt — kein Wort! Kein Wort mehr, hört ihr? Ich geb euch das Zeichen!

⟨Er eilt zur Tür, reißt sie auf, ruft:⟩

Komm nun!

VIERTE SZENE

⟨Der Sohn mit der schwarzen Maske im Frack, tritt ein.⟩

Der Freund ⟨führt ihn, der nicht sieht, hypnotisch, ohne ihn zu berühren, mit den Fingern näher⟩: Atme! Hier sind Menschen. Die Fahrt ist vorbei! Nicht mehr die angstvolle Enge der III. Klasse im Zug. Keiner verfolgt dich. Hier wirst du leben!

⟨Er lüftet einen Augenblick seine Maske und sieht in sein visionäres Gesicht.⟩

Hebe dein Antlitz! Die Erde geht auf — es sind keine Wärter, die dich prügeln!

⟨Er führt ihn vor den Vorhang, dicht an den Saal.⟩

Hörst du die — dort? Sie erwarten dich. Rede zu ihnen! Beschwöre die Qual deiner Kinderzeit! Sage, was du gelitten hast! Ruf sie zu Hilfe — ruf sie zum Kampf —

⟨Leise Musik im Saal, wie am Ende des II. Aktes, aus der IX. Symphonie.⟩

Der Freund: Was siehst du?

Der Sohn ⟨unter der Suggestion fern und entrückt⟩: Dieser Glanz, dieser Glanz! Auge, du scheinst. Hier ist es schön. Hier grüßt mich der Stern.

Der Freund: Wen siehst du?

Der Sohn ⟨mit tastenden Armen⟩: Als Kind oft durft ich, wenn ein

Fest bei uns war, zum Dessert vor den Damen erscheinen. Wie steh ich nun wieder in Früchten und Eis unter dem strahlenden Leuchter. Ihr Damen und Herren — ich kenne euch ja — ein linkischer Knabe begrüßt euch —

(Er verneigt sich langsam im Kreis.)

Ich hab Ihre Spuren in Nächten gesehn! O, daß ich bei ihnen sein darf! Aus dem lichtlosen Äther komme ich her, der Ärmsten einer, und doch bin ich hier. Daß mir das Wunder zuteil ward!

Der Freund (reißt den Vorhang auf und stößt ihn aufs Podium in den Saal): Nun sprich zu ihnen! Ein Toter nicht mehr — du bist frei!

FÜNFTE SCENE

(Das Brausen im Saal, die Musik verstummt. Man sieht kurz den erleuchteten Raum voller Menschen. Ein langer Ton der Erwartung, Überraschung, des Staunens setzt ein. Dann wird es still.)

Der Freund (gedämpft): Stellen Sie sich an den Vorhang, von Tuchmeyer, und hören Sie zu!

(Er eilt nach vorne, als dirigiere er hinter dem Vorhang unsichtbar einen Chor.)

Nehmen wir alle teil an an diesem Akt — jetzt gilt es —

(Man hört im Saal die Stimme des Redenden, doch ohne die Worte zu verstehn. Alle sind in höchster Erregung im Zimmer verteilt.)

Der Freund: Dort steht ein Mensch, der in 20 Jahren mehr Leid erfahren hat, als wir Freude in einem Jahr. Deshalb hat Gott ihn gesandt . . .

(Unruhe im Saal.)

Was ist?

von Tuchmeyer: Er reißt die Maske ab. Seine Augen sehen noch nicht. Er redet von seiner Kindheit. Viele können ihn nicht verstehn . . . da, jetzt spricht er lauter. Einige stehen auf und kommen näher . . .

Der Freund (die Hände ballend): Bewegt er die Hände?

von Tuchmeyer: Nein. Doch — jetzt —

Der Freund (öffnet die Arme): — streckt er sie aus: so?

von Tuchmeyer: Er ist irre! Er sagt —: er nimmt die Marter unsrer aller Kinderzeit auf sich!

Der Freund: Ah — er redet wahr! Weiter, was tut er?

von Tuchmeyer: Jetzt ist er vom Podium gesprungen. Er steht mitten unter den Leuten. Er sagt —: daß wir alle gelitten haben unter unsern Vätern — in Kellern und in Speichern — vom Selbstmord und von der Verzweiflung —

Der Freund ⟨beugt sich mit allen Muskeln gespannt, vorwärts⟩: Die Geister stehn ihm bei!

⟨Er bewegt die Glieder und die Züge seines Gesichts mit magischer Gewalt⟩:

Hörst du! Sag es!

⟨Ein furchtbarer Wille ist in ihm, den Redenden unter seinen Gedanken zu zwingen.⟩

von Tuchmeyer: Es gibt ein Unglück!!! Er sagt: die Väter, die uns peinigen, sollen vor Gericht! Das Publikum rast — —

⟨Ungeheurer Tumult im Saal.⟩

Cherubim und der Fürst ⟨rechts und links am Vorhang⟩: Alles in Aufruhr. — Sie dringen auf ihn ein. — Die Stühle sind los — die Tische —

Cherubim ⟨hysterisch schreiend⟩: Bravo! Ein herrlicher Fall!

Der Freund ⟨ganz vorn⟩: Ruhe! ⟨Er holt einen Revolver aus der Tasche.⟩ Ich töte ihn, wenn er verliert!

von Tuchmeyer ⟨am Vorhang⟩: Da — jetzt —

Der Freund ⟨mit dem Rücken zum Saal, ohne sich umzuwenden⟩: Was?

von Tuchmeyer: Er reißt sich die Kleider vom Leibe. Er entblößt die Brust. Er zeigt die Striemen, die ihm sein Vater schlug — seine Narben! Jetzt kann man ihn nicht mehr sehn, so viele sind um ihn. Jetzt — sie ergreifen seine Hände — sie jubeln ihm zu —

Der Freund ⟨im Triumph⟩: Jetzt hat er gesiegt! Jetzt hat er's vollbracht! ⟨Er steckt den Revolver ein und kehrt sich um. Im Saale brausender Beifall. Hochrufen.⟩

von Tuchmeyer: Sie heben ihn auf die Schultern! Die Studenten tragen ihn!

Der Freund: Was sagt er?

von Tuchmeyer: Er ruft zum Kampf gegen die Väter — er predigt die Freiheit —! »Wir müssen uns helfen, da keiner uns hilft«! Sie küssen ihm die Hände — welch ein Tumult! Sie tragen ihn auf Schultern — zum Saale hinaus . . .

⟨Immer neue Hochrufe.⟩

Der Freund: Er hat den Bund gegründet der Jungen gegen die Welt! Listen auf — alle sollen sich unterschreiben!

von Tuchmeyer ⟨reißt sein Notizbuch entzwei⟩: Alle sollen sich unterschreiben! Mein Vater lebt nicht mehr. Heut ist er zum zweiten Male gestorben. ⟨Er wirft Blätter auf den Tisch.⟩

Cherubim: Tod den Toten! Der meine schickt mir kein Geld mehr. ⟨mit lauter Stimme⟩ Ich unterschreibe!

Der Freund ⟨zum Fürsten⟩: Und Sie, Majestät, wie wird Ihnen? ⟨Er hält ihm die Blätter entgegen.⟩

Der Fürst: Geben Sie her!

Der Freund: Das nennt man Revolution, Bruder Fürst!

Der Fürst ⟨ekstatisch, springt auf einen Tisch, reckt seinen Arm empor wie das Schwert der Freiheitsstatue⟩: Meine Herren! Wir sind ein Menschenalter! So jung werden wir nie mehr sein. Es gibt noch viele Idioten — aber — zum Teufel: wir leben länger!

⟨Er beginnt, auf dem Tisch stehend, die Marseillaise. Die andern singen mit. Stimmen im Saal fallen ein⟩:

»Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé . . .«

Ende des dritten Aktes.

VIERTER AKT

ERSTE SZENE

Am nächsten Morgen.
Ein Hotelzimmer im Stil der Chambres garnis, jedoch ohne Bett. Auf dem Tisch ist das Frühstück gedeckt.
Adrienne, vor einem Spiegel, frisiert sich.
Der Sohn, nachlässig im Frack.

Der Sohn: Jetzt, wo du die Haare kämmst, fällt mir ein, daß du schon viele vor mir geliebt hast.

Adrienne: Wieso?

Der Sohn: Mich quält eine sonderbare Eitelkeit.

Adrienne ⟨kämmt weiter⟩: Ich liebe dich.

Der Sohn: Du hast doch Geld von mir genommen!

Adrienne: Und du? Lebst du von der Luft? Hast du nicht auch Geld genommen gestern für deine Rede? Wir müssen alle essen.

Der Sohn: Das ist richtig. Ich nahm Geld. Ich habe dafür einen Akt aus meiner Jugend gespielt.

Adrienne: Mit wem ich morgen schlafe, geht heute keinen an. Ich bin ein Weib und kann nicht mehr tun.

Der Sohn: Man hat mich auf die Schultern gehoben. Ich muß nachdenken, dann wird es mir klar. Ich bin in einer andern Welt.

Adrienne: Du hast doch Revolution gemacht gestern! Weißt du das nicht mehr? Vielleicht steht es schon in der Zeitung.

Der Sohn: Was vor 8 Stunden war, ist für mich schon historisch, gestern habe ich noch Geschichte gepaukt.

Adrienne ⟨nachdenklich⟩: Da sieht man, wie Revolutionen entstehn!

Der Sohn ⟨lächelnd⟩: Nein, du irrst! Ich bin gar nicht so raffiniert. Ich bin kein Schauspieler. Ich war echt.

Adrienne: Du weißt nicht mehr, was du gemacht hast?

Der Sohn: Ich erinnere mich, wir nahmen einen Wagen und fuhren in die Vorstadt hinaus. Ich sah dich nur flüchtig — du schienst

mir sehr schön. Mein Gott, ich habe ganz vergessen, mich bei den Studenten zu bedanken. Sie trugen mich wohl eine halbe Stunde im Regen herum. Jemand drückte mir Geld in die Hand.

Adrienne: Ist es viel?

Der Sohn: Es wird langen.

Adrienne: Du bist aus vornehmem Haus. Man sieht es an der Wäsche.

Der Sohn: Wie kommst du darauf?

Adrienne: Mein Kleiner! Du hast keine Erfahrung in der Liebe, und von den schönsten Spielen verstehst du nichts. Du mußt erst erzogen werden. Ein Mann von deinem Stande braucht das.

Der Sohn: Ich dachte, das kommt von allein.

Adrienne: So klug sind die Männer nicht! Du willst doch einmal heiraten. Du könntest böse hereinfallen, deine Frau wird dich betrügen — weil du nichts verstehst.

Der Sohn: Adrienne, das wußte ich nicht. Was ist da zu machen!

Adrienne: Willst du bei mir lernen? Ich bringe dir alles bei. Und du wirst sehr klug werden.

Der Sohn: Mein Vater hat mich nicht einmal gelehrt, was man nach dem Lieben tun soll. Es war doch zum mindesten seine Pflicht.

Adrienne: Die Väter schämen sich vor ihren Söhnen. Das ist immer so. Weshalb schickt man sie nicht zu uns? Man schickt sie auf Universitäten.

Der Sohn: Wieviel Ekel und Unglück könnte verhütet werden, wenn ein Vater moralisch wäre! Er ist der nächste dazu.

Adrienne: Statt dessen verfolgt uns die Sittenpolizei.

Der Sohn: Ich verstehe. Ihr fangt an, eine Rolle zu spielen. Man muß von seinem Vater verlangen, daß er uns mit freiem Herzen zur Hure führt. Ein neuer Passus für unsern Bund. Ich werde ihn in meiner nächsten Rede sagen . . .

⟨Er geht erregt umher.⟩

Adrienne ⟨mit ihrer Frisur zu Ende⟩: Frühstücken wir derweil.

⟨Sie setzen sich.⟩

Adrienne ⟨kauend⟩: Hast du noch nie mit einer Dame gefrühstückt — nach der ersten Nacht?

Der Sohn: Noch nie. Weshalb?

Adrienne: Du bist ungeschickt. Alle haben mir die Bluse zugeknöpft — du kennst die einfachsten Anstandsregeln nicht.

Der Sohn: Ich bin ein Anfänger in der Liebe: das wird mir mit Schrecken klar. Aber die Kunst ist groß, und ein junger Mann muß Bescheid wissen, bevor er die höhere Mathematik versteht. Ich nehme deinen Vorschlag an — unterrichte mich! Ich bewundre dich: du weißt viel mehr als ich. Ich war so ängstlich, als wir heute Nacht die Treppe hinaufgingen, an den frechen Kellnern vorbei. Wir sind durch die Mitte des Lebens gewandert . . . aus allen Zimmern dieses verrufenen Hotels brachen Ströme, dunkle und unbewußte . . .

Adrienne: Gib mir die Butter!

Der Sohn: Ja, und wie du den Mantel nahmst und aufs Bett warfst — das werde ich nicht vergessen. So selbstverständlich, so klar in sich! Ich weiß jetzt, mit welchem Ton man eine Kerze verlangt, die nicht da ist.

Adrienne: Du mußt nächstens nicht so unruhig sein.

Der Sohn: Ich sah zum ersten Male, wie man sich auszieht. Und das langsam genießen! Wie schön ist ein Geldgeschäft: man ist ganz unter sich.

Adrienne: Habe ich dir gefallen?

Der Sohn: Erst blau und dann rosa, das Schwarz der Strümpfe! Mir gefielen die Spitzen sehr.

Adrienne: Und ich?

Der Sohn: Ich weiß nicht mehr, wie du aussahst.

Adrienne (mit großer Ruhe, nimmt ein neues Stück Brot): Du liebst mich noch nicht.

Der Sohn: Im Ernst — sei nicht böse. Ich war enttäuscht. Wie nüchtern ist ein Körper und ganz anders, als man sich denkt. Adrienne, du lebst für mich, wie du aus dem Wagen in den Korridor tratest. Wie du in einem fremden Hause Bescheid weißt! Du bist eine Heldin. Ohne dich wäre ich vor Scham in die Erde gesunken. Auf verschossenem Samt am Geländer — ich glaube, das ist die gleiche Anmut, über Goldfelder und malayische Spelunken zu gehn. Ich habe nichts Irdisches mehr an deinen Füßen bemerkt —

Adrienne: Manche Herren lieben nur meine Füße. Ich muß nackt auf dem Teppich tanzen.

Der Sohn: Wohin führt dieses Wort! Welch ein Zauberkreis. Im Panoptikum einst eine Dame war blautätowiert . . . viele Dinge gibt es, von denen man trotzdem weiß.

Adrienne: Weshalb hast du nicht geschlafen?

Der Sohn: Ich war nicht müde. Ich liebte dich sehr in der Dämmerung, ruhend auf dem gleichen Lager, als du mich nicht mehr empfandest. Ich glaube, erst da liebt ich dich ganz.

Adrienne (mit ruhiger Überlegenheit): Du kannst es noch nicht. Aber du wirst es lernen.

Der Sohn: Ich bin begierig auf diese Kunst. Welche Angst, zu nehmen, was einem geboten ist! Doch man muß sie überwinden.

Adrienne: Ich hab meine Handschuhe verloren. Schenk mir ein Paar neue!

Der Sohn (legt ein Goldstück auf den Tisch): Ich weiß nicht was Handschuhe kosten.

Adrienne: Das ist zuviel! Ich bring dir zurück.

(Sie setzt ihren Hut auf.)

Der Sohn: Wo gehst du hin?

Adrienne: Nach Hause, mich umziehn.

Der Sohn: Wann kommst du wieder?

Adrienne: Soll ich dich abholen?

Der Sohn: Ich warte auf dich.

Adrienne: Hast du noch einen Groschen für die Bahn?

Der Sohn (gibt ihr): Hast du Geschwister?

Adrienne: Ach, reden wir nicht davon. Meine Schwestern sind anständig.

Der Sohn: Es ist doch merkwürdig, das zu bedenken.

Adrienne: Weshalb willst du es wissen?

Der Sohn: Ich suche ein Äquivalent für meine Schwäche. Du bist mir zu überlegen.

Adrienne: So schnell verlier ich das Gleichgewicht nicht!

Der Sohn: Ich hasse jeden, der meine Zustände weiß. Ich begreife einen Mann, der ein Weib tötet, das ihn durchschaut.

Adrienne: Aber Bubi! Wer wird schon von so etwas reden — in deinem Alter!

Der Sohn: Du weckst meine schlummernden Talente. Seitdem

ich dich kenne, seh ich manches klarer in mir. Die Freude an euerm Geschlecht regt zum Denken an. Man findet immer wieder einen Weg zu sich.

Adrienne ⟨zuversichtlich⟩: Heute abend ist Tanz in Pikkadilly. Ich führe dich ein! Nachher gehn wir in die Bar.

⟨Sie ist in Hut und Mantel.⟩

Der Sohn ⟨betrachtet ihre schlanke Figur⟩: »Auf, in den Kampf, Tore-ro . . .«

Adrienne: Adieu, Bubi!

Der Sohn ⟨küßt weltmännisch ihre Hand⟩: Adieu, Madame!

⟨Sie geht, ihm zuwinkend, ab.⟩

ZWEITE SZENE

⟨Er zündet sich eine Zigarette an und geht mit langen Schritten, gewiegt, durch das Zimmer. Die Asche legt er auf einen Teller. Eintritt der Freund.⟩

Der Freund: Guten Morgen!

Der Sohn: Bist du schon da?

Der Freund: Du scheinst nicht erfreut, mich zu sehn.

Der Sohn ⟨verlegen⟩: Oh doch — wie spät ist es?

Der Freund: Es ist 11 Uhr. Du hast erst gefrühstückt? Um diese Zeit pflegtest du zu Hause nicht aufzustehn.

Der Sohn: Ich brauche einen neuen Anzug. Wo bekomme ich den?

Der Freund: Hör mal, ich sah eben die süße Adrienne entschreiten.

Der Sohn: Ich liebe sie.

Der Freund: Nein, du irrst.

Der Sohn: Sie wird es mich lehren.

Der Freund: Das meinte ich nicht. Was wird sie dich lehren? Überspringe diese Schulklasse ruhig — du hast Besseres vor. Eine Dame ihres Genres ernst nehmen, ist eine Sache, nicht ganz deiner würdig. Du kommst in Konflikt mit den Ärzten. Ich rate ab.

Der Sohn: Es reizt mich, eine neue Gefahr zu erleben. Ich lungre förmlich nach ihr.

Der Freund: Du wirst sie bald genug haben.

Der Sohn: Auf welchem Gebiet?

Der Freund: Hast du vergessen, daß dein Vater dich jeden Augenblick zurückholen kann? Du bist minderjährig, mein Sohn.

Der Sohn: Jetzt — wo ich im Leben stehe zum erstenmal — jetzt wieder in die Knechtschaft zurück? Nie.

Der Freund: Nenn diesen gemeinplätzigen Zustand doch nicht Leben. Eine witzlose Nacht mit einem Weibe — und du bist nicht einmal enttäuscht? Du warst nie so flach als bei dieser Dame. Jedes deiner Wahnsinnsworte am Abend, wo ich dich überraschte, ist größer.

Ich komme einen Propheten zu sehn und finde einen kleinen Flüchtling, der verliebt ist. Du spielst deine eigne Persiflage! Dein Fräulein im Elternhaus war ungeheuer. Aber diese Hure, welch eine geistlose Attrappe!

Der Sohn: Sie ist zum mindesten in meinem Leben so wichtig wie du.

Der Freund: Teufel, laß uns ernst sein. Könntest du dein Gefühlchen unter der Lupe sehn, du würdest staunen, wie es von Läusen wimmelt.

Der Sohn: Ich will aber nicht! Ich sage dir, die Kleine wird mich abholen, und dabei bleibt es.

Der Freund: So werde glücklich.

(Er nimmt seinen Hut.)

Der Sohn: Wohin?

Der Freund: Ich überlasse dich den Huren. Schade um dich.

Der Sohn: Bist du verrückt? Rennt man so aus dem Zimmer?

Der Freund: Nein, mein Junge. Entweder — oder. Zuhälter werden alle Tage geboren.

Der Sohn: Ich will, nach soviel Stationen, endlich eine Sache ganz tun.

Der Freund: Dazu hast du Gelegenheit.

Der Sohn: Und wie?

Der Freund: Wann ist das Rendez-vous?

Der Sohn: In einer halben Stunde.

Der Freund: Dann können wir 20 Minuten reden. Setzen wir uns dazu. (Sie sitzen sich gegenüber.)

Der Freund: Du bewunderst dieses Mädchen? Sie mag dressiert sein und tüchtig in ihrer Branche. Zugegeben. Das ist viel!

Aber hast du nicht vor wenigen Stunden etwas getan? Mensch, du standest in einer europäischen Halle — bedenk das! Was für ein Ruhm lastet auf deinen Schultern! Meinst du, so leicht kann man die Verantwortung von sich abschütteln? Dann verdienst du, daß man dich hängt. Wer einen Gedanken in die Welt schleudert und bringt den nicht zu Ende, soll des höllischen Feuers sterben. Das ist das Einzige, dem ich rückhaltlos das Recht der Existenz bekenne: Die Tat. Und wie stehst du jetzt da? Man sah dich von vorne, Prometheus, und nun sieht man dein Hinterteil — Nachtigall und Kindskopf. Man muß dir die Hosen halten.

Der Sohn: Wovon reden wir? Von deiner Tat, nicht von der meinen. Du bist schuld an mir — ich stand unter deiner Suggestion, das weiß ich. Weshalb tatest du es nicht selber? Gib zunächst einmal darauf Antwort!

Der Freund: Mich kennen sie, leider. Ich habe ihre Notdurft zu oft geteilt. Ich bin kein Redner. Die Flamme ist mir versagt, ich würde am Ende selber gegen mich sprechen.

Aber du hast die Gemüter. Ich weiß nicht, wieso, aber du hast sie. Die größte Macht — und du brauchst sie nicht. Das ist doch zum verzweifeln! Erst hole ich dich aus deinem Käfig, und zwei Stunden lang bist du die Gewalt meiner Ideen. Und schon verrätst du mich und verkriechst dich hinter die Instinkte des Pöbels.

Der Sohn: Als ich heute Morgen in der Dämmerung mit mir selber ins Reine kam, da erkannte ich nebenbei dies seltsame Theaterspiel. Ich mußte mich fragen, wer ich bin. Der Verdacht liegt nahe, daß deine Hilfe nicht ganz so parteilos war. Ich beklage mich nicht über meine Rolle — aber —

Der Freund: Ich gebe zu, daß mein Wille über dir geherrscht hat. Ich mißbrauchte dich von Anfang an. Sogar während der Rede habe ich dir, ohne daß du es wußtest, Worte und Gesten diktiert. Dein Haß gegen mich ist also vollkommen begreiflich.

Der Sohn ⟨erhebt sich⟩: Ach so!

Der Freund ⟨drückt ihn nieder⟩: Noch einen Augeblick. Jetzt ist das Reden bei mir. Als ich dich sah, damals in der Stunde des Selbst-

mords, blutend an deinem Kampf, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: hier war der Mann, den ich brauchte! Denn ich sah in ungeheuerster Erregung — du hattest, was uns allen fehlte —: Jugend und die Glut des Hasses. Nur solche Menschen können Reformatoren sein. Du warst der Einzige, der Lebendige, der Rufer: Gott will es.

Und so beschloß ich, dich auf einen Sockel zu heben, von dem hinunter du nicht mehr stürzen kannst.

Der Sohn: Bist du dessen so gewiß?

Der Freund: Ja. Eine unzerstörte, unverbrauchte Kraft in dir bewegt dich nach vorne. Es hätte vielleicht nicht geschehen sollen. Aber wo es geschehen ist, kannst du nicht mehr zurück.

Der Sohn: Und was soll ich tun?

Der Freund: Die Tyrannei der Familie zerstören, dies mittelalterliche Blutgeschwür, diesen Hexensabbath und die Folterkammer mit Schwefel! Aufheben die Gesetze — wiederherstellen die Freiheit, der Menschen höchstes Gut!

Der Sohn: An diesem Punkt der Erdachse glühe ich wieder.

Der Freund: Denn bedenke, daß der Kampf gegen den Vater das gleiche ist, was vor hundert Jahren die Rache an den Fürsten war. Heute sind wir im Recht! Damals haben gekrönte Häupter ihre Untertanen geschunden und geknechtet, ihr Geld gestohlen, ihren Geist in Kerker gesperrt. Heute singen wir die Marseillaise! Noch kann jeder Vater ungestraft seinen Sohn hungern und schuften lassen und ihn hindern, große Werke zu vollenden. Es ist nur das alte Lied gegen Unrecht und Grausamkeit. Sie pochen auf die Privilegien des Staates und der Natur. Fort mit ihnen beiden! Seit hundert Jahren ist die Tyrannis verschwunden — helfen wir denn wachsen einer neuen Natur!

Noch haben sie Gewalt, wie einst jene. Sie können gegen den ungehorsamen Sohn die Polizei rufen.

Der Sohn: Man sammle ein Heer! Auch für uns sind die Burgen der Raubritter zu erobern.

Der Freund: Und zu vernichten bis ins letzte Glied. Wir wollen predigen gegen das vierte Gebot. Und die Thesen gegen den Götzendienst müssen abermals an der Schloßkirche zu Wittenberg angenagelt

werden! Wir brauchen eine Verfassung, einen Schutz gegen Prügel, die uns zur Ehrfurcht unter unsere Peiniger zwingt. Dies Programm stelle ich auf, denn ich kann es beweisen. Führe du das Heer.

Der Sohn: Aber wer hilft uns? Bis zum 21. Jahre sind wir preisgegeben der Peitsche und dem Wahnsinn des väterlichen Gespensts.

Der Freund: Ist es das erstemal, daß ein Werk für die Freiheit geschieht? Auf, die Fahnen und Schaffotte der Revolution! Wenn das alte tot ist, macht man ein neues Gesetz. Wir wollen brüllen, bis man uns im Parlament unter der goldenen Kuppel hört. Um nichts Geringes wagen wir unser Blut. Und der Gedanke, dies Feuer, mächtig zu allen Tagen der Welt, wird nicht erlöschen vor Übermacht und Hinterlist. Wir müssen siegen, weil wir stärker sind.

Der Sohn: Sind wir nicht allein — wir zwei in diesem Zimmer? In welchen Räumen tönt Widerhall?

Der Freund: In allen, wo junge Menschen sind. Hast du nicht geredet in der gestrigen Nacht? Hörtest du nicht die Stimmen des einen tausendfach? So glaube nur: Die Stunde ist da. Und sie fordert das Opfer.

Der Sohn: Was kann ich tun! Ich bin nur ein armer Teufel, der selber vertrieben ist.

Der Freund: Du hast begonnen — vollende das Werk. Tu nun das Letzte. Empfange die heilige Pflicht.

Der Sohn: Was hab ich Großes getan, daß du alles auf mich setzest!?

Der Freund: Das Schicksal von Millionen ist in deiner Hand. Was du gestern sahst, ist nur ein kleiner Teil des mächtigen Volkes von Söhnen, die auf deine Taten bereit sind. Der Funke ist entzündet — schleudre ihn ins Pulverfaß. Jetzt muß ein Fall kommen, ein ungeheuer, noch nicht dagewesener, der die ganze Welt in Aufruhr setzt. Auf diesem Boden an einer Stätte muß der Umsturz beginnen. Gestern klang deine Rede hinaus — heute mußt du es tun.

Der Sohn: So sage mir, wie schon einmal an der Wende meines Lebens — was ich tun soll.

Der Freund (zieht einen Browning aus der Tasche): Kennst du dies

schwarze Instrument? Es beherbergt den Tod. Ein kleiner Griff — und Leben erlischt. Betrachte es genau: mit diesem Metall hätte ich gestern dich vernichtet, aber du hast gesiegt. Du hast den Tod überwunden: das macht dich unsterblich zum Leben.

Sieh an, es ist scharf geladen. Ich gebe es dir. Dasselbe, das noch gestern hinter deinem Atem stand. ‹Er reicht es ihm hinüber.› Nimm es.

Der Sohn: Gegen wen?

Der Freund: Bald bist du gefangen.

Der Sohn: Nein!!!

Der Freund: Doch. Die Häscher sind dir auf der Spur.

Der Sohn: Nein!! Nein!!

Der Freund: Dein Vater weiß, wo du bist. Er rief die Polizei.

Der Sohn: Wer — hat das getan?

Der Freund: Du willst es wissen: Ich.

Der Sohn: Du . .!

Der Freund ‹mit aller Ruhe›: Ich teilte deinem Vater deinen Aufenthalt mit.

Der Sohn ‹reißt den Revolver an sich und zielt›: Verrat! Stirb dafür!

‹Er drückt ab. Der Revolver versagt.›

Der Freund ‹ohne etwas zu verändern›: Du hast ihn nicht aufgezogen. Ich wußte, du würdest auf mich schießen. Aber es ist noch zu früh. Ich bin nicht das richtige Ziel — deshalb ersparte ich mir den Griff.

Du mußt ihn auseinanderziehn — so — jetzt ist die Kugel im Lauf — ‹Er tut es und reicht es ihm hin.› Jetzt kannst du schießen.

Der Sohn ‹läßt den Revolver sinken›: Verzeih. — ‹Er steckt ihn zu sich.› Ich behalte dein Geschenk.

Der Freund: Und nun auch die letzte Klippe umschifft ist — wie zwecklos wäre ein Mord in diesem Moment — so will ich dir sagen, weshalb ich es tat.

Ich kenne die Versuchung mit Ruhm und mit Weibern zu schlafen. Doch brauchte ich nichts zu fürchten — ich sehe, du brennst noch. So ist es gut. Aber jeder hat die Probe auf sein Exempel zu machen, schon der Kleingläubigen willen und des Unverstands. Mit beiden muß

ein Feldzug rechnen. ⟨Er sieht auf die Uhr.⟩ In nicht mehr zehn Minuten, am Schritt der Polizisten gemessen, wirst du in Ketten deinem Vater zugeführt. Du stehst vor ihm, der Ketten ledig, Aug in Auge. Und er wird dein Urteil sprechen: es lautet auf Zwangsarbeit. Was — wirst du dann tun?

⟨Er steht vor ihm, ganz nahe.⟩

Der Sohn ⟨weicht zurück⟩: An welchem Ende der Welt stehn wir . . . kann der Gedanke noch weiter . . . mir schwindelt . . .

Der Freund ⟨folgt ihm nach⟩: Was wirst du tun? Wohin gehst du?

Der Sohn ⟨an die Mauer gedrängt⟩: Du bist furchtbar. — Hier ist nichts mehr — ⟨schreiend⟩ Vatermord!!!!

Der Freund ⟨tritt zurück⟩: Gott ist bei dir.

Der Sohn ⟨stürzt heftig nach vorne, packt ihn am Arm⟩: Ich kann es nicht! Ich kann es nicht! ⟨In gräßlicher Angst.⟩ Laß mich los! ⟨Erfällt ihm zu Füßen.⟩ Ich bitte dich!

Der Freund ⟨eisern⟩: Mensch! Nachdem der ungeheure Gedanke in dein Inneres zog, wirst du ihm nicht mehr entrinnen. Du bist ihm verfallen mit Leib und mit Seele. Du hast keine Ruhe mehr. Geh hin und führe ihn aus!

Der Sohn ⟨nach einer langen Weile⟩: Wie darf ich ein Leben töten — ich — der ich kaum geboren bin. — Es gehört unmenschlicher Mut dazu, das kleinste Tier zu vernichten. — — Ich habe einmal einen Hund erdrosselt und konnte zehn Nächte nicht schlafen. Ich bin zu schwach. Mach mich nicht zum Mörder. Schon jetzt sind die Erynien in mir.

Der Freund: Ist Feigheit Trumpf? Und du wolltest in die Schlacht?

Der Sohn: Rette mich vor dem furchtbaren Alb!

Der Freund: Und doch hast du eben mit kaltem Blut auf mich geschossen! Wie reimt sich das? Weshalb verfolgt dich mein Schatten nicht? Hab ich dir mehr getan als dein Vater? Antworte, weshalb konntest du es bei mir?

Der Sohn: Wie gut gelang dieser Effekt. Ich verstehe — die Falle ist hinter mir zu. Ich bin um eine Festigkeit ärmer. Weh dir, du rettest mich nicht. Ich hasse dich maßlos! Jetzt fühl ich: ich könnte es tun.

Der Freund: Was liegt an uns und einem Toten. Hunderttausende werden leben.

Der Sohn: Es gibt edle Väter!

Der Freund: Wir kämpfen nicht für die Ausnahme — wir kämpfen für die Tat!

Der Sohn: Weshalb muß ich sie schaudernd vollbringen?

Der Freund: Weil dir und keinem andern die Macht gegeben ist.

Der Sohn ⟨stolz empor⟩: Was ich auch tue: nicht um deretwillen werd ich es tun. Was gehn mich diese an! Für mein eigenes, armes Geschlecht will ich zu Ende leiden. Mir allein ist das große Unrecht geschehn. Ich werde es tun! — Mit dir habe ich nichts mehr gemein.

Der Freund: Du gabst dein Wort. ⟨Stille tritt ein.⟩

Der Freund: Wenige Minuten noch und man hat dich befreit von meiner Gegenwart. Werden wir uns wiedersehn? Vielleicht nicht. Einer von uns könnte den großen Sprung machen — möglicherweise nicht einmal du. Ich meine ⟨mit Geste⟩ die restlose Entfernung . . .

⟨Der Sohn antwortet nicht.⟩

Der Freund: Ich könnte dir in spiritistischen Zirkeln erscheinen. Doch ich lege keinen Wert darauf. Dann schon lieber monistisch verwesen.

Indessen, auf dem schwankenden Boden noch nebeneinander, sollten wir uns beide wenigstens klar sein.

Der Sohn ⟨wie abwesend⟩: Schon aus diesem goldenen Sterne entschwinden . . . wieder in die Nacht . . . wer wird mir jetzt im Unglück helfen?

Der Freund ⟨mit starker Stimme⟩: Zum ersten, zum gewaltigsten Male: du selbst dir! Hier im Tode beginnt dein Leben. Du stehst im größten aller Geschicke! Was du bis dahin gelebt hast, waren Stubenarrest und Nachtkapellen. Dir schien es nur so! Aber man lebt nicht mit seinen Reklamesäulen. Zeige, mein Junge, daß du nicht verloren bist!

Der Sohn ⟨leise und demütig⟩: Ich fürchte mich so vor dem Sterben.

Der Freund: Bist du noch nie gestorben? Wieso denn überraschte ich dich dabei?

Der Sohn: Da kannte ich die Welt nicht. Da war ich reich. Da konnte ich sterben.

Der Freund: Sei mutig, heute bist du besser.

Der Sohn: Und als ich im Saale stand — vergißt du?

Der Freund: Jetzt erst wirst du ganz du selbst sein. Ich nehme Abschied von dir. Du hast mich überholt. Ich kann dir nichts mehr geben.

Der Sohn: Ich gehe zum Tode. Weißt du, was das heißt?

Der Freund: Er oder du! Der muß sterben, der sein Lebendigstes nicht vollbracht hat. Wer das Leben in einem andern Menschen haßt, darf den eignen Tod nicht fürchten. Ein Hund unterliegt ohne Kampf! Das beste an uns ist, daß wir die Gefahren wollen, daß wir ohne sie nicht geboren sind. So rette denn dein Geschlecht — unser aller Geschlecht: das Höchste, was wir besitzen. Wenn auch schlimm und vergänglich, einmal müssen wir dahin gelangen.

Der Sohn: Und das Eine gegen Alles! Hat es Raum auf der alten Welt?!

Der Freund: Nieder, was uns bewuchert! Gib keinen Pardon — auch dir hat man nichts gegeben.

Schaudre nicht: Gott will, daß die Gesetze sich ändern.

Der Sohn: Erwarten wir die Polizei. Diese kurzen Sekunden sind das Gottesgericht. Ich bin bereit zu gehn. Die Henker sollen mich mutig finden.

Nein, ich unterwerfe mich nicht.

Tritt keiner hier ein, mich zu fesseln, so will ich fliehn und kein Haar soll ihm gekrümmt sein. Wenn aber ja, ⟨er hebt den Finger⟩ ich schwöre! Und fordre den gräßlichen Zweikampf heraus. Aber ich will das Verbrechen sehn, daß ein Vater seinen Sohn den Schergen überliefert. Wenn das geschieht, ist die Natur entmenschlicht. Dann führe ein andrer meine Hand.

Der Freund: Gedenke dieses Schwurs!

Der Sohn: Die Wolke am Himmel raucht. Ich könnte beten: Wende das Übel von mir...

Der Freund: Du brauchst keinen Christus am Kreuz. Töte, was dich getötet hat!

Der Sohn ⟨in Tränen⟩: Ich bin schwach wie das kleinste Opfertier. Und doch. Ich habe die Kraft.

Der Freund ⟨in tiefer Ergriffenheit⟩: Auch der Zweifel und die Ver-

suchung sind uns gegeben und das Unendliche, damit wir fort und fort am eignen Willen scheitern, dennoch zum Größten gelangen. Glaub mir, der in alle Wasser getaucht ist, ich muß es zitternd sagen: Wir leben ja, um immer mehr und immer herrlicher zu sein. Und Glück und Qual und Wahnsinn sind nicht vergeblich — so laß uns wirken, Bruder, zwischen den Schatten, daß uns der Tod nicht erreicht vor unserm Ende.

Nur ein kleiner Raum ist noch zwischen uns beiden — schon wölbt sich die Brücke des gemeinsamen Stroms.

Da gehst du nun hin. Und ich nenne deinen Namen mit Ehrfurcht, bald werden viele ihn nennen.

Der Sohn: Gibt es denn Absolution für das, was ich tue?

Der Freund: Sie ist im Glauben der Menschen, deren Retter du wirst.

Der Sohn: Und wenn es mißlingt? Wenn ein Spuk mich narrt? Wenn die Hoffnung scheitert?

Der Freund: Dann ständen wir nicht hier. Unsre kleine Existenz ist das Korn der großen Erfüllung. Du lebst nur das Schicksal deiner Geburt. Was einst dir die Brust bewegt hat — heute wirst du's vollenden.

Der Sohn: Mir ist, als hätte ich längst gelebt.

Der Freund: So lebe von neuem! Lebe, deines Daseins endlose Kette zu begreifen. Zweifle nicht mehr! Ein Strahl bricht in unser armes Geschick. Bruder vor dem Tode — wir dürfen noch einmal beisammen sein.

Der Sohn ⟨in großer Bewegung⟩: Gib mir deine Hand!

Der Freund: Kann ich noch etwas für dich tun?

Der Sohn: Hier nimm das Geld. Ich erhielt es gestern. ⟨Er gibt es ihm.⟩ Arm ging ich aus meinem Vaterhaus, und so will ich zurückkehren. — Glaube an mich!

⟨Sie stehn sich hocherschlossen gegenüber.⟩

DRITTE SZENE

⟨Man klopft an der Türe.⟩

Der Sohn ⟨mit lauter Stimme⟩: Herein!

⟨Kriminalbeamte treten ein.⟩

Der Kommissar: Welcher von den Herren ist der Sohn des Geheimrats?

Der Sohn: Der bin ich.

Der Kommissar ⟨tritt auf ihn zu⟩: Bitte, folgen Sie uns.

Der Sohn: Ihr Ausweis?

Der Kommissar ⟨zeigt ein Schild⟩: Hier.

Der Sohn ⟨höflich⟩: Ich danke. Erlauben Sie zur Klärung noch eine Frage: hat Sie mein Vater geschickt?

Der Kommissar: Wir haben Auftrag, Sie zu ihm zu führen.

Der Sohn: Es ist gut.

⟨Der Sohn und der Freund sehen sich an.⟩

Der Kommissar ⟨tritt einen Schritt näher⟩: Da Fluchtverdacht vorliegt, muß ich Ihnen die Hände fesseln.

Der Sohn: Sie führen also einen Verbrecher?

Der Kommissar ⟨achselzuckend, mit Entschuldigung⟩: Ich bedaure . . .

Der Sohn ⟨reicht beide Hände hin⟩: Ich sträube mich nicht.

⟨Er wird gefesselt. Die Beamten nehmen ihn in die Mitte. Sie entfernen sich.⟩

VIERTE SZENE

Der Freund ⟨allein, öffnet das Fenster⟩: In den Wagen stoßen Sie ihn. In Ketten! Nun stellt auf die Guillotine, ihr Henker! Euer Kopf wird fallen. ⟨Er kommt nach vorne.⟩ Er wird es tun. Triumph! — Hier ist meine Kraft zu Ende. ⟨Er sinkt in einen Stuhl.⟩ Mir scheint, an mir ist die Reihe . . . ⟨Er betrachtet sich wie ein Photograph.⟩ Ist die Pose gut so? Bitte recht freundlich! Wer knipst den Moment der Verwesung? ⟨Er zieht eine kleine Flasche hervor.⟩ Nichts mehr als diese Sensation auf der Erde — das ist wenig. Man sollte nicht an sein Ende denken. ⟨Er öffnet die Flasche und riecht daran.⟩ Verdammt! Die Neugierde ist groß. Stirbt man wirklich aus Interesse? Könnte man

die Memoiren dieser Sekunde schreiben!? Aber der Ruhm ist traurig, und die Kunst reizt nicht mehr.

Nein, lieber so.

Und selbst wenn er die Tat begeht, was ist geschehn? Er lebt und wird mich doppelt hassen — wenn der Mantel fällt.

Was hab ich ihm denn zugeredet? Ich werde verduften und mich Lügen strafen. Die Bejahung des Lebens ist nur einem Spitzbuben erlaubt, der im voraus weiß, wie er endet.

Es wird Zeit.

Monologe, bevor man stirbt, sind häufig. Ich lebte zu meiner Zufriedenheit. Ich schwör es: der Wahnsinn soll mich hier nicht erreichen! Ich komme den Geistern zuvor — ⟨Er gießt die Flüssigkeit in ein Glas und besinnt sich.⟩ Herrliche Dinge fallen mir ein. Geist-Fabrikanten könnten an meinem Tode reich werden. Teufel, weshalb rede ich noch! Ich fürchte mich, so allein ins Jenseits zu traben!!! ⟨Er springt zitternd auf und horcht.⟩ Was ist da: ein Schritt auf der Treppe? Das wird die süße Adrienne sein! Der Himmel gab ihr einen Beruf: sie soll mir die Vernichtung in einem Tropfen Champagner reichen . . .

⟨Er geht ihr entgegen.⟩

Ende des vierten Aktes.

FÜNFTER AKT

ERSTE SZENE

Wenige Stunden später.

Das Sprechzimmer des Vaters im elterlichen Hause. Ein langer Raum; in der Mittelwand rechts und links eine Türe, an den Seitenwänden je eine. Links steht der Tisch des Vaters mit Büchern, Telephon; davor Sessel mit Holzlehne. An der Mittelwand Glasschränke mit ärztlichen Utensilien, rechts ein Untersuchungstisch, aufklappbar. An der rechten Seitenwand der Bücherschrank. Davor, gegenüber dem Arbeitstisch des Vaters, ein kleinerer Tisch mit Stühlen. An der Wand die Rembrandtsche Anatomie.

Der Vater. Der Kommissar.

Der Vater: Ich danke Ihnen, Herr Kommissar. — Hat mein Sohn sich zur Wehr gesetzt?

Der Kommissar: Der junge Mann war ganz ruhig. Wir hatten erwartet, einen Rasenden zu finden. Statt dessen trafen wir zwei Herren im Gespräch. Ein Anlaß, Gewalt anzuwenden, lag nicht vor. Trotzdem haben wir auf Ihren Wunsch die Hände gefesselt. Auch die Fahrt hierher verlief in voller Ruhe.

Vielleicht, Herr Geheimrat, war die Maßregel etwas zu strenge. Ich als alter Menschenkenner habe nur mit Bedauern das Zwangsmittel ergriffen. Vielleicht ist es in Güte möglich, den jungen Mann auf die rechte Bahn zu führen. Ich bin überzeugt, er ist kein schlechter Mensch. Es gibt schlimmere Sorte!

Der Vater: Herr Kommissar, ich habe ihn zwanzig Jahre beobachtet. Ich bin sein Vater, außerdem bin ich Arzt. Ich muß es wissen.

Der Kommissar: Verzeihung, Herr Geheimrat, ich wollte keineswegs . . .

Der Vater: Im Gegenteil: ich bitte um Ihr Urteil! Sie sind sicher ein erfahrener Mann, doch betrachten Sie die Dinge unter

Ihrem Winkel. Ich glaube, ich täusche mich nicht. Ich habe reiflich überlegt, bevor ich mich entschlossen habe. Es ist keine Güte mehr möglich! Nur die äußerste Strenge kann ihn noch bessern. Dieser Junge ist verdorben bis auf den Grund seines Charakters. Er will sich meinem Willen entziehen — das darf unter keinen Umständen geschehn. Sie haben seine Reden nicht gehört! Die Jugend von heute läuft ja Sturm gegen alle Autorität und gute Sitten. Seien Sie froh, daß Sie nicht einen solchen Sohn haben.

Der Kommissar: Herr Geheimrat: ich habe Söhne. Und ich liebe sie! Ich könnte den Fluch der Schändung nicht auf ihr Haupt rufen. Ich kenne die furchtbare Tragödie zu sehr! Wir haben mit Tieren und Verbrechern zu tun. Bevor ich mein eignes Blut in diesen Abgrund stoße, lieber lebe ich nicht mehr. Selbst bei jugendlichen Kriminellen kennen wir vor dem Gesetz noch Verweise und Strafaufschub. Was hat Ihr Junge denn Schlimmes getan? Hat er geraubt, gefälscht, gemordet? Das sind die Kreaturen, mit denen wir rechnen müssen, das ist die Gesellschaft, in die Sie ihn treiben. Verzeihn Sie mir noch ein offenes Wort: Sie brandmarken ihn für sein Leben. Sie stempeln ihn mit der Marke des Gerichts. Er hat einen kleinen Ausflug gegen Ihren Willen unternommen . . .

Der Vater (lacht höhnisch): Einen kleinen Ausflug!!

Der Kommissar: Sie sind im Recht und werden ihn strafen. Aber rechtfertigt das eine Erniedrigung? Ich fürchte, die Fesseln sind nicht mehr gut zu machen. Herr Geheimrat — es kann ein Unglück geben!

Der Vater: Er hat mir den Gehorsam verweigert, es ist nicht das erstemal. Wenn er, der doch mein Sohn ist, schimpflich mein Haus verläßt — was kann ich anders tun, als ihn meine Macht fühlen lassen! Ich bin sonst der Entehrte. Was wird man von mir denken? Wie wird man mich ansehn! Ich muß, wenn kein Mittel mehr hilft, zu diesem letzten greifen. Das schulde ich meiner Pflicht gegen mich — und gegen ihn. Ich glaube noch, ich kann ihn bessern. Er ist jung: dies sei ihm eine Warnung für sein ganzes Leben.

Herr Kommissar, Sie sind mir ein Fremder. Trotzdem habe ich Ihnen mehr gesagt, wie je einem Menschen. Bitte, vertrauen Sie mir. Alles lastet ja auf mir in dieser Stunde — ich will nur das

Beste nach meinem Gewissen. Aber das darf ich nicht auf mir sitzen lassen! Sie sind selber Vater. Was täten Sie an meiner Stelle?

Der Kommissar: Ein Wesen aus meinem Geschlecht, das in meinem Leben entsprungen ist, kann nicht verworfen sein. Das ist für mich das höchste Gesetz! Auch wir altern. Weshalb soll unser Sohn nicht jung sein?

Der Vater: Und wenn er Sie beleidigt?

Der Kommissar: Mein Sohn ist doch ärmer und schwächer als ich. Wie kann er mich beleidigen!

Der Vater: Herr Kommissar, ich bin aktiv gewesen, ich habe für meine Ehre mit dem Säbel gefochten. Ich trage noch die Spuren, ⟨er weist auf eine Narbe in seiner Wange⟩: ich muß mein Haus rein halten. Ich kann mich auch von meinem Kinde nicht ungestraft beschimpfen lassen. Außerdem erachte ich die Verantwortung des Erziehers zu hoch, sich einem Zwanzigjährigen gleich zu machen.

Der Kommissar: Ich fürchte, wir reden einander vorbei. Ich habe auch in meiner Jugend gefochten. Aber die Zahl der Semester und Mensuren erscheint mir kein Maßstab. Unsere Söhne verlangen, daß wir ihnen helfen. Herr Geheimrat: Das müssen wir tun. Ob sie besser sind oder schlechter als wir, ist eine Frage der Zeit — nicht des Herzens.

Der Vater: Ich bin bestürzt — verzeihn auch Sie mir die Offenheit in einer ernsten Stunde. Wie kann ein Vater, wie kann ein Beamter so reden! Unsre jungen Leute werden schlimmer und verderbter von Tag zu Tag. Das ist notorisch! Und dieser Fäulnis im kaum erwachsenen Menschen soll man nicht steuern!? Ich halte es für meine heiligste Pflicht gegen die Verirrung zu kämpfen, und ich werde es tun, solange ich atme. In welcher Zeit leben wir denn? Hier lesen Sie in der Zeitung, wie weit es schon gekommen ist! ⟨Er nimmt das Blatt und weist auf die Stelle.⟩ Gestern hat in einer geheimen Versammlung ein Unbekannter gegen die Väter gepredigt. Das kann nur ein Wahnsinniger sein!! Aber das Gift hören Tausende und saugen es gierig. Weshalb schreitet die Polizei nicht ein? Diese Bürschchen sind staatsgefährlich. Hinter Schloß und Riegel mit allen Verführern, sie sind der Auswurf der Menschheit.

Der Kommissar ⟨mit einem Blick in die Zeitung⟩: Diese Versamm-

lung war der Polizei bekannt. Es ist ein Klub junger Leute. Er steht unter dem Protektorate einer hohen Persönlichkeit . .

Der Vater: Auch das noch! Dann haben wir ja bald die Anarchie.

Der Kommissar: Ich kann Sie über diesen Vortrag beruhigen. Er war nur gegen die unmoralischen Väter gerichtet.

Der Vater ⟨höhnisch⟩: Also gegen die Unmoralischen. Und die Regierung unterstützt das Treiben? Um so mehr ist es unsere Pflicht, sich gegen den Verrat in der eigenen Familie zu schützen. Nein, Herr Kommissar, die äußerste Strenge. Die äußerste Strenge!

Der Kommissar: Wir sind die Leute des Gerichts. Wieviel Verdammnis sehn wir! Glauben Sie mir, ich will keinen Unschuldigen henken, geschweige denn meinen eigenen Sohn. Und wenn er mir tausendfach Unrecht tut — ich bin doch sein Vater! Soll er andere mehr lieben als mich? Wir Väter müssen erst unsre Söhne erringen, ehe wir wissen, was sie sind.

Der Vater: Sie scheinen unter Söhnen etwas Absonderliches zu verstehn.

Der Kommissar ⟨bescheiden⟩: Ich verstehe darunter ein Wesen, das mir geschenkt ist, dem ich dienen muß.

Der Vater ⟨erhebt sich⟩: Herr Kommissar — wie gesagt: Ich danke Ihnen. Auch ich kenne meine Pflicht als Vater, allerdings in einem andern Sinne. Ich wünsche Ihnen keine Enttäuschungen! Ich werde es versuchen, selbst in diesem Falle noch, mit meinem Sohne in Güte zu reden — solange ich das vermag. Mehr kann ich nicht sagen. Ich bitte, führen Sie ihn mir jetzt zu.

Der Kommissar: Ich werde Ihrem Sohne die Fesseln abnehmen. Er wird den Weg zu Ihnen allein finden. ⟨Er verbeugt sich und geht. Der Vater setzt sich in den Stuhl links an seinen Tisch.⟩

ZWEITE SZENE

⟨Der Sohn tritt durch die Mitteltüre langsam ein. Er ist noch immer im Frack und bleibt an der Türe in abwartender Haltung stehn.⟩

Der Vater ⟨steht auf, ihm entgegen⟩: Da bist du. — ⟨Er streckt die Hand aus.⟩ — Willst du mir nicht die Hand geben?

Der Sohn: Nein, Papa.

Der Vater: Wir haben miteinander zu reden. Setz dich. ⟨Er geht zu seinem Tisch und betrachtet ihn.⟩ Du siehst nicht wohl aus — willst du etwas essen?

Der Sohn: Ich habe keinen Hunger.

Der Vater: Willst du dich erst umziehn und auf dein Zimmer gehn?

Der Sohn: Nein, ich danke.

Der Vater ⟨sitzt in seinem Sessel rückwärts zum Tisch⟩: Nun, dann setz dich. Dann wollen wir reden.

Der Sohn ⟨setzt sich, ihm gegenüber, an den kleinen Tisch nach rechts⟩.

Der Vater: Du bist gestern abend, trotz des Verbotes, aus deinem Zimmer heimlich entflohn. — Wo warst du die Nacht?

Der Sohn: Du hast die Polizei gerufen. Du hast mich gefesselt hierher bringen lassen.

Der Vater: Ich wünsche eine Antwort auf meine Frage: wo warst du die Nacht?

Der Sohn: Du hast, unter dem Deckmantel der Erziehung, ein Verbrechen an mir begangen. Dafür wirst du Vergeltung finden.

Der Vater ⟨springt auf, beherrscht sich aber⟩: Ich warne dich!

Der Sohn: Ich bin nicht hier, um in Tönen des gestrigen Tages dich um etwas zu flehn, für das ich zu klein und zu niedrig dich erkannte. Ich bin hier, Rechenschaft von dir zu fordern — und Sühne: Auge um Auge. Du wirst kein überflüssiges Wort von mir hören. Heute werde ich die nüchterne Rolle spielen, in der du gestern verunglückt bist. Laß alle Gefühlchen beiseite. Willst du mich auf meinen Geisteszustand untersuchen — es steht dir frei. Ich phantasiere nicht. Soll ich mich auf diesen Tisch legen . . ? ⟨Er wendet sich zum Untersuchungstisch.⟩

Der Vater ⟨zieht hinter dem Schreibtisch eine Hundepeitsche hervor und beugt sie, wie um sie zu prüfen, übers Knie⟩: Sprich weiter!

Der Sohn ⟨fährt auf die Geste mit der Peitsche schnell in seine Tasche und läßt die Hand dort⟩: Als Auskultator minderer Individuen hast du vielleicht deine Verdienste. Doch hüte dich, die Peitsche zu berühren! ⟨Er hebt, vom Vater unbemerkt, den Revolver halb aus der Tasche.⟩ Ich besitze mein eignes Attest. Ich bin durchaus gesund und weiß, was ich tue.

Der Vater ⟨unwillkürlich eingeschüchtert, läßt momentan die Peitsche sinken,

gleichzeitig verschwindet der Revolver in der Tasche des Sohnes): Man hat dich — in einem verrufenen Hotel — heute morgen gefunden. Was hast du darauf zu sagen?

Der Sohn: Es ist die Wahrheit. Ich befand mich dort.

Der Vater (erstaunt): Du leugnest also nicht?

Der Sohn: Keineswegs. Weshalb soll ich leugnen?

Der Vater (nimmt einen Bogen Papier und notiert, wie bei einem Verhör): Was tatest du dort?

Der Sohn: Ich habe mit einer Frau geschlafen.

Der Vater (richtet sich starr auf): Du hast . . . Genug. — Aus meinem Zimmer!

Der Sohn (ohne sich zu rühren): Unser Gespräch ist noch nicht zu Ende. Setz dich wieder. Ich sagte dir schon: es handelt sich um d i c h.

Der Vater: Ich sage dir: hinaus!!

Der Sohn (erhebt sich ebenfalls): Du erlaubst also, daß ich mich entferne?

Der Vater: Das Weitere hörst du auf deinem Zimmer.

Der Sohn (geht zur Mitteltüre und verschließt sie): Dann muß ich dich zwingen, mich zu hören. (Er nimmt den Schlüssel an sich und streckt drohend den Arm aus.) Setz dich, oder es gibt ein Unglück! Du willst es nicht anders — du sollst es haben. (Er tritt auf ihn zu. Der Vater erhebt die Peitsche, als wollte er zuschlagen, aber von plötzlichem Schwindel ergriffen, fällt er rückwärts in den Sessel.) Zum letzten, blutigsten Male frag ich dich hier: läßt du mich in Frieden aus deinem Hause? Du hast mich lange genug gequält. Doch die Gewalt am wehrlosen Kinde ist nun vorbei. Vor dir steht einer zum Äußersten entschlossen. Wähle! (Er wartet auf eine Antwort. Sie erfolgt nicht. Er geht zurück zu seinem Tische und setzt sich wieder.) Reden wir weiter.

Der Vater (kommt langsam aus der Abwesenheit zu sich): Meine Haare sind weiß geworden . . .

Der Sohn: Was geht mich dein Haar an — denke an deine Worte gestern! Ersparen wir uns die Altersjournale. Wir sind unter Männern: wenigstens halte ich mich dafür.

Der Vater: Was willst du noch hier?

Der Sohn: Mein Recht. Und diesmal bin ich willens es durchzusetzen — bis zu Ende.

Der Vater: Danke deinem Schöpfer, daß ich in dieser Stunde zu alt war. Sonst . . . Aber noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Rede also! Auf meinem Totenbette will ich den Vorwurf nicht tragen, der Erste gewesen zu sein. Rede zu Ende! Ich will volle Klarheit über dich haben, eh ich auch das Band zerreiße, das dich noch an mich kettet.

Der Sohn: Papa, du wirst nichts mehr zerreißen. Ob so oder so auf deinem Totenbette — mich rührst du nicht mehr. Überlasse mich nur den Furien: sorge du, daß du in Ruhe sterben kannst.

Deshalb höre und glaube was ich dir sage: gib mich frei. Ich stehe in furchtbarem Ernste vor dir!

Der Vater: Ich lache über deinen Ernst. Ein Irrer steht vor mir.

Der Sohn: Papa — laß uns alles vergessen. Aber hör mit dieser Pose auf! Es geht um dein Leben!! Alles sei ungeschehen, Qual und Rache und Hinterlist. Streiche mich in deinem Herzen als Sohn. Und laß mich jetzt gehen!

Der Vater ⟨höhnisch⟩: Noch nicht, mein Sohn.

Der Sohn: Nun denn —: als ich gestern aus deiner Gewalt entfloh, begleiteten mich viele, die im Garten versteckt waren, mit Revolvern.

Der Vater ⟨aufmerksam⟩: Was — soll das heißen?

Der Sohn ⟨fortfahrend⟩: Und in derselben Nacht, eine Stunde später, hab ich zu ihnen geredet gegen euch, ihr Tyrannen, ihr Väter, ihr Verächter alles Großen — Ja, erblasse nur — ich bin nicht mehr in deine Hände gegeben: Dein Intellekt reicht nicht aus zum Gedanken, so beuge dich vor der Tat! Wir sind keine Irren, wir sind Menschen, und wir leben: leben doppelt, weil ihr uns töten wollt. Du wirst keinen Schritt aus diesem Zimmer tun, ohne daß Tausende, die ich rief, dich zerschlagen, bespeien, zertreten. So rächen wir uns an euch und an eurer Macht, und keiner von den Göttern wird uns verlassen. ⟨Da er antworten will.⟩ Ja, ich habe die Revolution begonnen, inmitten der Folterkammer, wo ich stehe — und bald wird mein Name über Leitartikeln stehn. Jetzt kämpft ein Volk von Söhnen, wenn du längst in Staub zerfallen bist.

Hier — lies in deiner Zeitung, ⟨er wirft ihm ein Blatt entgegen⟩: zitterst du? Das ist dein wahres Gesicht! Ja, ich bin es gewesen! Ich habe geredet!

Der Vater: Du lügst! Du lügst!

Der Sohn: Hier ist die Maske des Unbekannten! ⟨Er zieht sie hervor und schwingt sie durch die Luft.⟩ Zweifelst du noch? Ich bin es!!! Nun will ich dein Ende sehn — in deinem eignen Zimmer —

Der Vater ⟨schwankend über dem Tisch⟩: Sage, daß du lügst, ich vergesse mich sonst . . .

Der Sohn ⟨hochaufgerichtet⟩: Läßt du mich frei? Ich will dein Geld nicht. Ich schenke es den Armen. Du darfst mich enterben. Ich will nur mein Leben, das Ärmste und Höchste! Ich habe noch viel zu tun auf der Welt. Ich will nicht verbluten an diesen Sekunden . . .

Der Vater: Ich bin dein Vater nicht mehr.

Der Sohn: Du warst es nie! Vater — wer kennt es heute! Wo bin ich geboren! Ich war ein Stiefkind nur. Habe ich je einen Sohn, so will ich gut machen an ihm, was mir Übles geschehen. O wunderbar großes Licht, könnt ich es erleben, eines süßen Kindes Behüter zu sein!

Der Vater ⟨in ganzer Härte vor ihm⟩: Dein Wunsch ist erfüllt: Du hast keinen Vater mehr. Ich habe dir seine Hand geboten — Du hast sie verächtlich von dir gewiesen. Der Fluch komme über dich. Ich verstoße dich.

Aber weil du in dieser Nacht die Schande über mich gebracht hast, deshalb lösche ich dich aus. In meiner Todesstunde will ich an mein Wort denken —: ich habe vergessen, daß du mein Sohn bist.

Du siehst mich heute zum letztenmal.

Wage nicht mehr, mein Haus zu betreten, ich jage dich durch die Hunde hinaus. Hier nehme ich die Peitsche und werfe sie dir vor die Füße. Du bist nicht wert, daß meine Hand dich berührt. ⟨Er tut es.⟩ Jetzt kannst du gehen.

Der Sohn: Papa . . .

Der Vater: Sprich den Namen nicht aus!

Der Sohn: Läßt du mich frei!?

Der Vater: Frei? ⟨Er lacht gellend.⟩ Noch ein Jahr bist du in meiner Gewalt. Noch ein Jahr kann ich wenigstens die Menschheit vor dir schützen. Es gibt Anstalten zu diesem Zwecke.

Verlaß jetzt mein Zimmer und betritt es nicht mehr!

Der Sohn: ⟨Mit eiserner Ruhe⟩ Das Zimmer ist verschlossen. Hier geht keiner heraus.

Der Vater ⟨steht auf und geht langsam, schwerfällig zur linken Seitentür⟩.

Der Sohn ⟨mit furchtbarer Stimme⟩: Halt! Keinen Schritt!!

Der Vater ⟨einen Augenblick wie gelähmt von dieser Stimme, setzt sich an den Tisch⟩.

Der Sohn ⟨zieht den Revolver unbemerkt jetzt ganz aus der Tasche⟩.

Der Vater: Hilfe gegen den Wahnsinn . . . ⟨Er ergreift das Telephon⟩.

Der Sohn ⟨hebt den Revolver in die Höhe⟩.

Der Vater ⟨am Telephon⟩: Bitte das Polizeiamt.

Der Sohn: Sieh hierher! ⟨Er zielt auf ihn und sagt mit klarer Stimme⟩: Noch ein Wort — und du lebst nicht mehr.

Der Vater ⟨macht unwillkürlich eine Bewegung, sich zu schützen. Er hebt den Arm, das Telephon entfällt ihm. Er läßt den gehobenen Arm sinken. Sie sehen sich in die Augen. Die Mündung der Waffe bleibt unbeweglich auf die Brust des Vaters gerichtet — Da löst sich der Zusammengesunkene, ein Zucken geht durch seinen Körper. Die Augen verdrehen sich und werden starr. Er bäumt sich kurz auf, dann stürzt das Gewicht langsam über den Stuhl zu Boden. Der Schlag hat ihn gerührt.

Der Sohn mit unverändertem Gesicht, nimmt diese Stellung wahr. Sein Arm fällt herunter, dumpf schlägt der Revolver auf. Dann sinkt er automatisch, als setze sein Bewußtsein aus, in einen Stuhl nahe am Tisch.⟩

DRITTE SZENE

⟨Durch die Seitentür rechts tritt das Fräulein. Sie erblickt den Vater, eilt auf ihn zu und sieht, daß er tot ist. Dann erkennt sie den Sohn im Stuhl und kommt langsam auf ihn zu.⟩

Das Fräulein:

Nun bist du wieder hier — und dir zu Füßen
Vermischt sich Heimat mit dem Wunderland.
Ist keine Stimme nah, dich zu begrüßen:
sei nun willkommen einer Mutter Hand!
Und deine Stirne, die so heiß gestritten,
ich will sie trocknen dir in Angst und Not.
Ich frage nicht, ich weiß, du hast gelitten.
Er wird dich nicht mehr hassen. Er ist tot.

Der Sohn:

Kennst du den Knaben noch, der dir entschwindet?
O glaube nicht, ich kehrte dir zurück. —
Wo ist ein Mensch, der das noch überwindet!

Das Fräulein:

Mein armer Freund! Du bist nicht mehr im Glück.

Der Sohn:

Nein, Fräulein, die vergänglichen Gebärden
entrücken mich des Horizonts nicht mehr.
Ich weiß, daß Taten nur durch Opfer werden:
mein Herz war übervoll — jetzt ist es leer.
Doch hab ich es vollbracht, ich bin verschwendet.
Vorbei ist nun die große Leidenschaft.
Viel ist erfüllt — noch ist mir nichts vollendet,
die Wolke zog dahin. Es blieb die Kraft.
Und wenn ich über Tote jetzt ins Leben
noch einmal schreite: dem hier bin ich fern.
Vermag ich nicht im Rausche zu entschweben,
entschweb ich denn auf einen neuen Stern —
Und was in meinem Geist steht ungeheuer,
bald seh ich es in letzter Klarheit Schein:
entzünd ich weiter, immer weiter Feuer,
Dann bin ich mehr als bin — dann werd ich sein!

(Sie kniet vor ihn hin, wie er vor sie im zweiten Akt.)

Ich seh den Himmel über Ihnen scheinen,
den ich in meiner ersten Nacht gesehn.
Und könnt ich heut an Ihrem Busen weinen,
Sie würden meine Träne nicht verstehn.
Und könnt ich heute noch die Worte sagen:
Geburt und Dasein — einst in Ihrem Schoß —
mich würde Ihre Liebe nicht mehr tragen,
ich bin zu arm. Die Erde ließ mich los.

(Sie erheben sich langsam beide.)

Ins schmerzlich Ungeliebte, in die Schwere
des tief Erkannten treibt mein Körper hin.

Umfängt mich auch die grenzenlose Leere:
voll Frucht und voller Segen ist mein Sinn.
Denn dem Lebendigen mich zu verbünden,
hab ich die Macht des Todes nicht gescheut.
Jetzt höchste Kraft in Menschen zu verkünden,
zur höchsten Freiheit, ist mein Herz erneut!

Sie reichen sich die Hände und gehen ab nach verschiedenen Seiten. Der Tote, in der Mitte des Saales, bleibt allein.)

Ende des fünften Aktes.

Walter Hasenclever.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

XIII

TRIEB

Wie im Fluge waren mir die Stunden der letzten Tage vergangen. Kaum, daß ich mir Zeit zu den Mahlzeiten ließ.

Ein unwiderstehlicher Drang nach äußerer Tätigkeit hatte mich von früh bis abends an meinen Arbeitstisch gefesselt.

Die Gemme war fertig geworden und Mirjam hatte sich wie ein Kind darüber gefreut.

Auch der Buchstabe »I« in dem Buche Ibbur war ausgebessert.

Ich lehnte mich zurück und ließ ruhevoll all die kleinen Geschehnisse der heutigen Stunden an mir vorüberziehen:

Wie das alte Weib, das mich bediente, am Morgen nach dem Ungewitter zu mir ins Zimmer gestürzt kam, mit der Meldung, die steinerne Brücke sei in der Nacht eingestürzt. —

Seltsam: — Eingestürzt! Vielleicht gerade in der Stunde, wo ich die Körner — — — nein, nein, nicht daran denken, — es könnte einen Anstrich von Nüchternheit bekommen, was damals geschehen war, und ich hatte mir vorgenommen, es in meiner Brust begraben sein zu lassen, bis es von selbst wieder erwachte, — nur nicht daran rühren. — — —

Wie lange war's her, da ging ich noch über die Brücke, sah die steinernen Statuen, — und jetzt lag sie, die Brücke, die Jahrhunderte gestanden, in Trümmern.

Es stimmte mich beinahe wehmütig, daß ich nie mehr meinen Fuß auf sie setzen sollte. — Wenn man sie auch wieder aufbaute, war es doch nicht mehr die alte geheimnisvolle steinerne Brücke.

Stundenlang hatte ich, während ich an der Gemme schnitt, darüber nachdenken müssen, und so selbstverständlich, als hätte ich es nie vergessen gehabt, war es lebendig in mir geworden: wie oft ich als Kind und auch in spätern Jahren zu dem Bildnis der heiligen Luitgard und all den andern, die jetzt begraben lagen in den tosenden Wassern, aufgeblickt.

Die vielen kleinen lieben Dinge, die ich in meiner Jugend mein eigen genannt, hatte ich wieder gesehen im Geiste — und meinen Vater — und meine Mutter — und die Menge Schulkameraden. Nur an das Haus, wo ich gewohnt, konnte ich mich nicht mehr erinnern.

Ich wußte, es würde plötzlich, — eines Tages, wenn ich es am wenigsten erwartete, wieder vor mir stehen, und ich freute mich darauf.

Die Empfindung, daß sich mit einemmal alles natürlich und einfach in mir abwickelte, war so behaglich.

Als ich vorgestern das Buch Ibbur aus der Kassette geholt hatte, — es war so gar nichts erstaunliches daran gewesen, daß es aussah, — nun, wie eben ein altes mit wertvollen Initialen geschmücktes Pergamentbuch aussieht — schien es mir ganz selbstverständlich.

Ich konnte nicht begreifen, daß es jemals gespenstisch auf mich gewirkt hatte!

Es war in hebräischer Sprache geschrieben — vollkommen unverständlich für mich.

Wann wohl der Unbekannte es wieder holen kommen würde?

Die Freude am Leben, die während der Arbeit heimlich in mich eingezogen war, erwachte von neuem in ihrer ganzen erquickenden Frische und verscheuchte die Nachtgedanken, die mich hinterrücks wieder überfallen wollten.

Rasch nahm ich Angelinas Bild — ich hatte die Widmung, die darunter stand abgeschnitten — — — und küßte es.

Es war das alles so töricht und widersinnig, — aber warum nicht einmal von — Glück — träumen? — Die glitzernde Gegenwart festhalten und sich daran freuen, wie über eine Seifenblase? —

Konnte denn nicht vielleicht doch in Erfüllung gehen, was mir da die Sehnsucht meines Herzens vorgaukelte? War es so ganz und gar unmöglich, daß ich über Nacht ein berühmter Mann würde? Ihr ebenbürtig, wenn auch nicht an Herkunft? Zumindest Dr. Savioli ebenbürtig?

Ich dachte an die Gemme Mirjams: wenn mir noch andere so gelangen, wie diese — kein Zweifel, selbst die ersten Künstler aller Zeiten hatten nie etwas besseres geschaffen.

Nur ein Zufall angenommen: der Gatte Angelinas stürbe plötzlich?

Mir wurde heiß und kalt: ein winziger Zufall — und meine Hoffnung, die verwegenste Hoffnung, gewann Gestalt. An einem dünnen Faden, der stündlich reißen konnte, hing das Glück, das mir dann in den Schoß fallen müßte.

War mir denn nicht schon tausendfach wunderbareres geschehen? Dinge von denen die Menschheit gar nicht ahnte, daß sie überhaupt existierten?

War es kein Wunder, daß binnen weniger Wochen künstlerische Fähigkeiten in mir erwacht waren, die mich jetzt schon weit über den Durchschnitt erhoben?

Und ich stand doch erst am Anfang des Weges!

Hatte ich denn kein Anrecht am Glück?

Ist denn Mystik gleichbedeutend mit Wunschlosigkeit?

Ich übertönte das: »Ja« in mir: — Nur noch eine Stunde träumen — eine Minute — ein kurzes Menschendasein!

Und ich träumte mit offenen Augen:

Die Edelsteine auf dem Tisch wuchsen und wuchsen und umgaben mich von allen Seiten mit farbigen Wasserfällen. Bäume aus Opal standen in Gruppen beisammen und strahlten die Lichtwellen des Himmels, der blau schillerte wie der Flügel eines gigantischen Tropenschmetterlings, in Funkensprühregen über unabsehbare Wiesen voll heißem Sommerduft. —

Mich dürstete und ich kühlte meine Glieder in dem eisigen Gischt der Bäche, die über Felsblöcke rauschten aus schimmerndem Perlmutter.

Schwüler Hauch strich über Hänge, übersät mit Blüten und Blumen, und machte mich trunken mit den Gerüchen von Jasmin, Hyazinthen, Narzissen und Seidelbast — — —

Es roch nach kommendem Frühling. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mirjam!

Ich mußte an Mirjam denken. Wie sie sich vor Erregung an der Wand hatte halten müssen, um nicht umzufallen, als sie mir erzählen gekommen, ein Wunder sei geschehen, — ein wirkliches Wunder: sie habe ein Goldstück gefunden in dem Brotlaib, den der Bäcker vom Gang aus durchs Gitter ins Küchenfenster gelegt. — — —

Ich griff nach meiner Börse. — Hoffentlich war es heute nicht schon zu spät und ich kam noch zurecht, ihr wieder einen Dukaten zuzuzaubern!

Täglich hatte sie mich besucht, um mir Gesellschaft zu leisten, wie sie es nannte, dabei aber fast nicht gesprochen, so erfüllt war sie von dem »Wunder« gewesen. Bis in die tiefsten Tiefen hatte das Erlebnis sie aufgewühlt und, wenn ich mir vorstellte, wie sie manchmal plötzlich ohne äußern Grund — nur unter dem Einfluß ihrer Erinnerung totenblaß geworden war bis in die Lippen, schwindelte mir bei dem bloßen Gedanken, ich könnte in meiner Blindheit Dinge angerichtet haben, deren Tragweite bis ins Grenzenlose ging.

Und wenn ich mir die letzten, dunkeln Worte Hillels ins Gedächtnis rief und in Zusammenhang damit brachte, überlief es mich eiskalt.

Die Reinheit des Motivs war keine Entschuldigung für mich, — der Zweck heiligt die Mittel nicht, — das sah ich ein.

Und was, wenn überdies das Motiv: »helfen zu wollen« nur scheinbar »rein« war? Hielt sich nicht vielleicht doch eine heimliche Lüge dahinter verborgen?: — Der selbstgefällige unbewußte Wunsch, in der Rolle des Helfers zu schwelgen?

Ich fing an, irre an mir selbst zu werden.

Daß ich Mirjam viel zu oberflächlich beurteilt hatte, war klar.

Schon als die Tochter Hillels mußte sie anders sein, als andere Mädchen.

Wie hatte ich nur so vermessen sein können, auf so törichte Weise in ein Innenleben einzugreifen, das vielleicht himmelhoch über meinem eigenen stand!

Schon ihr Gesichtsschnitt, der hundertmal eher in die Zeit der sechsten ägyptischen Dynastie paßte und selbst für diese noch viel

zu vergeistigt war, — als in die unsrige mit ihren Verstandesmenschentypen, hätte mich warnen müssen.

»Nur der ganz Dumme mißtraut dem äußern Schein« — hatte ich irgendwo einmal gelesen. — Wie richtig! Wie richtig!

Mirjam und ich waren jetzt gute Freunde, — sollte ich ihr eingestehen, daß ich es gewesen war, der die Dukaten Tag für Tag ins Brot geschmuggelt hatte?

Der Schlag käme zu plötzlich. Würde sie betäuben.

Ich durfte das nicht wagen — mußte behutsamer vorgehen.

Das »Wunder« irgendwie abschwächen? Statt das Geld ins Brot zu stecken, es auf die Treppenstufe legen, daß sie es finden mußte, wenn sie die Tür aufmachte, und so weiter, und so weiter? Etwas neues, weniger schroffes würde sich schon ausdenken lassen, — irgendein Weg, der sie aus dem Wunderbaren allmählich wieder ins Alltägliche herüberlenkte, tröstete ich mich.

Ja! Das war das Richtige. —

Oder den Knoten zerhauen? Ihren Vater einweihen und zu Rate ziehen? — Die Schamröte stieg mir ins Gesicht. Zu diesem Schritt blieb Zeit genug, wenn alle andern Mittel versagten.

Nur gleich ans Werk gehen, keine Zeit versäumen!

Ein guter Einfall kam mir: Ich mußte Mirjam zu etwas ganz absonderlichem bewegen, — sie für ein paar Stunden aus der gewohnten Umgebung reißen, daß sie andere Eindrücke bekam. —

Wir würden einen Wagen nehmen und eine Spazierfahrt machen. — Wer kannte uns denn, wenn wir das Judenviertel mieden? —

Vielleicht interessierte es sie, die eingestürzte Brücke zu besichtigen?

Oder der alte Zwakh oder eine ihrer früheren Freundinnen sollte mit ihr fahren, wenn sie es für ungeheuerlich finden würde, daß ich mit dabei sei.

Ich war fest entschlossen, keinen Widerspruch gelten zu lassen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An der Türschwelle rannte ich einen Mann beinahe über den Haufen.

Wassertrum!

Er mußte durchs Schlüsselloch hereingespäht haben, denn er stand gebückt, als ich mit ihm zusammengestoßen war.

»Suchen Sie mich?« — fragte ich barsch.

Er stammelte ein paar Worte der Entschuldigung in seinem unmöglichen Jargon, dann bejahte er.

Ich forderte ihn auf, näher zu treten und sich zu setzen, aber er blieb am Tisch stehen und drehte krampfhaft mit der Hutkrempe.

Eine tiefe Feindseligkeit, die er vergebens vor mir verbergen wollte, spiegelte aus seinem Gesicht und jeder seiner Bewegungen.

Noch nie hatte ich den Mann in so unmittelbarer Nähe gesehen. Seine grauenhafte Häßlichkeit war es nicht, die einen so abstieß, ‹sie machte mich eher mitleidig gestimmt: er sah aus wie ein Geschöpf, dem die Natur selbst bei seiner Geburt voll Wut und Abscheu mit dem Fuß ins Gesicht getreten hatte› — etwas anderes, unwägbares, das von ihm ausging, trug die Schuld daran.

Das »Blut«, wie Charousek es treffend bezeichnet hatte.

Unwillkürlich wischte ich mir die Hand ab, die ich ihm bei seinem Eintritt gereicht hatte.

So wenig auffällig ich es machte, — er schien es doch bemerkt zu haben, denn er mußte sich plötzlich mit Gewalt zwingen, das Aufflammen des Hasses in seinen Zügen zu unterdrücken.

»Hübsch ham Se's hier« — fing er endlich stockend an, als er sah, daß ich ihm nicht den Gefallen tat, das Gespräch zu beginnen.

Im Widerspruch zu seinen Worten schloß er dabei die Augen, vielleicht, um meinem Blick nicht zu begegnen. Oder glaubte er, daß es seinem Gesicht einen harmloseren Ausdruck verleihen würde?

Man konnte ihm deutlich anhören, welche Mühe er sich gab, hochdeutsch zu reden.

Ich fühlte mich nicht zu einer Entgegnung verpflichtet und wartete, was er weiter sagen würde.

In seiner Verlegenheit griff er nach der Feile, die — weiß Gott wieso — noch seit Charouseks Besuch auf dem Tisch lag, fuhr aber unwillkürlich sofort wie von einer Schlange gebissen zurück. Ich staunte innerlich über seine unterbewußte seelische Feinfühligkeit.

»Freilich — natürlich — es gehört zum Geschäft, daß man's fein hat« — raffte er sich auf, zu sagen, — »wenn man — — so noble Besuche bekommt.« — Er wollte die Augen aufschlagen, um zu sehen, welchen Eindruck die Worte auf mich machten, hielt es aber offenbar noch für verfrüht und schloß sie schnell wieder.

Ich wollte ihn in die Enge treiben: »Sie meinen die Dame, die neulich hier vorfuhr? Sagen Sie doch offen, wo Sie hinauswollen!« —

Er zögerte einen Moment, dann packte er mich heftig am Handgelenk und zerrte mich ans Fenster.

Die sonderbare, unmotivierte Art, mit der er es tat, erinnerte mich daran, wie er vor einigen Tagen den taubstummen Jaromir unten in seine Höhle gerissen hatte.

Mit krummen Fingern hielt er mir einen blitzenden Gegenstand hin:

»Was glauben Sie, Herr Pernath? Laßt sich da noch was machen?«

Es war eine goldene Uhr mit so stark verbeulten Deckeln, daß es fast aussah, als hätte sie jemand mit Absicht verbogen.

Ich nahm ein Vergrößerungsglas: die Scharniere waren zur Hälfte abgerissen — und innen — — stand da nicht etwas eingraviert? — Kaum mehr leserlich und noch überdies mit einer Menge ganz frischer Schrammen zerkratzt. Langsam entzifferte ich:

K — rl Zott — mann.

Zottmann? Zottmann? — Wo hatte ich diesen Namen doch gelesen? Zottmann? Ich konnte mich nicht entsinnen. Zottmann?

Wassertrum schlug mir die Lupe beinahe aus der Hand:

»Im Werk is nix, da hab' ich schon selber geschaut. Aber mit'm Gehäuse, da stinkts.«

»Braucht man nur gerade zu klopfen — — höchstens ein paar Lötstellen. Das kann Ihnen ebensogut jeder beliebige Goldarbeiter machen, Herr Wassertrum —«

»Ich leg' doch Wert darauf, daß es eine solide Arbeit wird. — Was man so sagt: künstlerisch«, unterbrach er mich hastig. Fast ängstlich.

»Nun gut, wenn Ihnen derart viel daran liegt — —«

»Viel daran liegt!« Seine Stimme schnappte über vor Eifer. »Ich will sie doch selber tragen die Uhr. Und wenn ich sie jemanden zeig', will ich sagen können: schauen sie mal her, so arbeitet der Herr von Pernath.«

Ich ekelte mich vor dem Kerl, er spuckte mir seine widerwärtigen Schmeicheleien förmlich ins Gesicht.

»Wenn Sie in einer Stunde wiederkommen, wird alles fertig sein.«

Wassertrum wand sich in Krämpfen: »Das gibts nicht. Das will

ich nicht. Drei Tag. Vier Tag. Die nächste Woche is Zeit genug. Das ganze Leben möcht ich mir Vorwürfe machen, daß ich Ihnen gedrängt hab'.«

Was wollte er nur, daß er so außer sich geriet? — Ich machte einen Schritt ins Nebenzimmer und sperrte die Uhr in die Kassette. Angelinas Photographie lag obenauf. Schnell schlug ich den Deckel wieder zu — für den Fall, daß Wassertrum mir nachblicken sollte.

Als ich zurückkam, fiel mir auf, daß er sich verfärbt hatte.

Ich musterte ihn scharf, ließ aber meinen Verdacht sofort fallen: unmöglich! Er konnte nichts gesehen haben.

»Also dann vielleicht nächste Woche«, sagte ich, um seinem Besuch ein Ende zu machen.

Er schien mit einemmal keine Eile mehr zu haben, nahm einen Sessel und setzte sich.

Im Gegensatz zu früher hielt er seine Fischaugen jetzt beim Reden weit offen und fixierte beharrlich meinen obersten Westenknopf. — — — — — — — — — — Pause. — — — — — — — — — —

»Die Duksel hat Ihnen natürlich gesagt, Sie sollen sich nix wissen machen, wenn's heraus kommt. Waas?« — sprudelte er plötzlich ohne jede Einleitung auf mich los und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Es lag etwas merkwürdig schreckhaftes in der Abgerissenheit, mit der er von einer Sprechweise in die andere übergehen — von Schmeicheltönen blitzartig ins Brutale springen konnte, und ich hielt es für sehr wahrscheinlich, daß die meisten Menschen, besonders Frauen, sich im Handumdrehen in seiner Gewalt befinden mußten, wenn er nur die geringste Waffe gegen sie besaß.

Ich wollte auffahren, ihn am Hals packen und vor die Tür setzen — das war mein erster Gedanke, dann überlegte ich mir, ob es nicht klüger sei, ihn zuvörderst einmal gründlich auszuhorchen. — —

»Ich verstehe wahrhaftig nicht, was Sie meinen, Herr Wassertrum,« — ich bemühte mich, ein möglichst dummes Gesicht zu machen —, »Duksel? Was ist das: Duksel?«

»Soll ich Ihnen vielleicht Deitsch lernen?« fuhr er mich grob an. »Die Hand werden Sie aufheben müssen bei Gericht, wenn's um die Wurscht geht. Verstehen Sie mich?! Das sag ich Ihnen!« — er fing an zu schreien: »Mir ins Gesicht hinein werden Sie nicht ab-

schwören, daß ‚sie' von da drüben« — er deutete mit dem Daumen nach dem Atelier — »zu Ihnen heribber geloffen is — mit en Teppich an und — sonst nix!«

Die Wut stieg mir in die Augen, ich packte den Halunken an der Brust und schüttelte ihn:

»Wenn Sie jetzt noch ein Wort in diesem Ton sagen, breche ich Ihnen die Knochen im Leibe entzwei! Verstanden?«

Aschfahl sank er in den Stuhl zurück und stotterte:

»Was is? Was is? Was wollen Sie? — Ich mein doch bloß.«

Ich ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, um mich zu beruhigen. Horchte nicht hin, was er alles zu seiner Entschuldigung herausgeiferte.

Dann setzte ich mich ihm dicht gegenüber, in der festen Absicht, die Sache, soweit sie Angelina betraf, ein für allemal mit ihm ins Reine zu bringen und, sollte es im Frieden nicht gehen, ihn zu zwingen, endlich die Feindseligkeiten zu eröffnen und seine paar schwachen Pfeile vorzeitig zu verschießen.

Ohne seine Unterbrechungen im geringsten zu beachten, sagte ich ihm auf den Kopf zu, daß Erpressungen irgendwelcher Art — ich betonte das Wort — mißglücken müßten, da er auch nicht eine einzige Anschuldigung mit Beweisen erhärten könnte — und ich mich einer Zeugenschaft ‹angenommen, es wäre überhaupt im Bereiche der Möglichkeit, daß es je zu einer solchen käme› — bestimmt zu entziehen wissen würde. — Angelina stünde mir viel zu nahe, als daß ich sie nicht in der Stunde der Not retten würde, koste es was es wolle, sogar einen Meineid! —

Jede Muskel in seinem Gesicht zuckte, seine Hasenscharte zog sich bis zur Nase auseinander, er fletschte die Zähne und kollerte wie ein Truthahn mir immer wieder in die Rede hinein: »Will ich denn was von die Duksel? — So hören Sie doch zu!« — Er war außer sich vor Ungeduld, daß ich mich nicht beirren ließ. — — »Um den Savioli is mir's zu tun, um den gottverfluchten Hund — den — den —«, fuhr es ihm plötzlich brüllend heraus.

Er japste nach Luft. Rasch hielt ich inne: endlich war er dort, wo ich ihn haben wollte, — aber schon hatte er sich gefaßt und fixierte wieder meine Weste.

»Hören Sie zu, Pernath,« — er zwang sich, die kühle, abwägende Sprechweise eines Kaufmanns nachzuahmen, »Sie reden fort von der Duk — — von der Dame. Gut! sie ist verheiratet. — Gut: sie hat sich eingelassen mit dem — mit dem jungen Lauser. Was hab' ich damit zu tun?« — Er bewegte die Hände vor meinem Gesicht hin und her, die Fingerspitzen zusammengedrückt, als hielte er eine Prise Salz darin — »soll sie sich das selber abmachen, die Duksel. — Ich bin e Weltmann und Sie sin auch e Weltmann. Wir kennen doch das beide. — Waas? — — — Ich will doch nur zu meinem Geld kommen. — Verstehen Sie, Pernath?!«

Ich horchte erstaunt auf:

»Zu welchem Geld? Ist Ihnen denn Dr. Savioli etwas schuldig?«

Wassertrum wich aus:

»Abrechnungen hab' ich mit ihm. Das kommt doch auf eins heraus.«

»Sie wollen ihn ermorden!« schrie ich.

Er sprang auf. Taumelte. Gluckste ein paarmal.

»Jawohl! Ermorden! Wie lange wollen Sie mir noch Komödie vorspielen!« Ich deutete auf die Tür. — »Schauen Sie, daß Sie hinauskommen.«

Langsam griff er nach seinem Hut, setzte ihn auf und wandte sich zum Gehen. Dann blieb er noch einmal stehen und sagte mit einer Ruhe, deren ich ihn nie für fähig gehalten hätte:

»Auch recht. Ich hab' Sie herauslassen wollen. Gut. Wenn nicht: Nicht. Barmherzige Barbiere machen faule Wunden. Mein Zarbüchel ist voll. — Wenn Sie gescheit gewesen wären — — —: der Savioli is Ihnen doch nur im Weg!? — Jetzt — mach — ich — mit — Ihnen allen dreien« — er deutete mit einer Geste des Erdrosselns an, was er meinte — »Preßcolleeh.«

Seine Mienen drückten eine so satanische Grausamkeit aus, und er schien seiner Sache so sicher zu sein, daß mir das Blut in den Adern erstarrte. — Er mußte eine Waffe in Händen haben, von der ich nichts ahnte, — die auch Charousek nicht kannte. Ich fühlte den Boden unter mir wanken.

»Die Feile! — Die Feile!« — hörte ich mich in meinem Hirn flüstern. Ich schätzte die Entfernung ab: ein Schritt bis zum Tisch — zwei Schritte bis zu Wassertrum — — ich wollte zuspringen — — —

da stand wie aus dem Boden gewachsen Hillel auf der Schwelle.

Das Zimmer verschwamm vor meinen Augen.

Ich sah nur — wie durch Nebel —, daß Hillel unbeweglich stehen blieb und Wassertrum Schritt für Schritt bis an die Wand zurückwich.

Dann hörte ich Hillel sagen:

»Sie kennen doch, Aaron, den Satz: Alle Juden sind Bürgen füreinander? — Machen Sie's einem nicht zu schwer. — Er fügte ein paar hebräische Worte hinzu, die ich nicht verstand.

»Was haben Sie das netig, an der Türe zu schnuffeln?« geiferte der Trödler mit bebenden Lippen.

»Ob ich gehordht habe oder nicht, braucht Sie nicht zu kümmern!« — wieder schloß Hillel mit einem hebräischen Satz, der diesmal wie eine Drohung klang. Ich erwartete, daß es zu einem Zank kommen würde, aber Wassertrum antwortete nicht eine Silbe, überlegte einen Augenblick und ging dann trotzig hinaus.

Gespannt blickte ich Hillel an. Er winkte mir zu, ich solle schweigen. Offenbar wartete er auf irgendetwas, denn er horchte angestrengt auf den Gang hinaus. Ich wollte die Türe schließen gehen: er hielt mich mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück.

Wohl eine Minute verging, dann kamen die schleppenden Schritte des Trödlers wieder die Stufen herauf. Ohne ein Wort zu sprechen ging Hillel hinaus und machte ihm Platz.

Wassertrum wartete, bis er außer Hörweite war, dann knurrte er mich verbissen an:

»Geben Se mer meine Uhr zorück.«

XIV

WEIB

Wo nur Charousek blieb?

Beinahe 24 Stunden waren vergangen und noch immer ließ er sich nicht blicken.

Sollte er das Zeichen vergessen haben, das wir verabredet hatten? Oder sah er es vielleicht nicht?

Ich ging ans Fenster und richtete den Spiegel so, daß der Sonnenstrahl, der darauf schien, genau auf das vergitterte Guckloch seiner Kellerwohnung fiel. — —

Das Eingreifen Hillels — gestern — hatte mich ziemlich beruhigt. Bestimmt würde er mich davor gewarnt haben, wenn eine Gefahr im Anzug wäre.

Überdies: Wassertrum konnte nichts von Belang mehr unternommen haben; — gleich, nachdem er mich verlassen hatte, war er in seinen Laden zurückgekehrt, — ich warf einen Blick hinunter: richtig, da lehnte er unbeweglich hinter seinen Herdplatten, — genau so, wie ich ihn schon frühmorgens gesehen. — — —

Unerträglich, das ewige Warten?

Die milde Frühlingsluft, die durch das offene Fenster aus dem Nebenzimmer hereinströmte, machte mich krank vor Sehnsucht.

Dies schmelzende Tropfen von den Dächern! Und wie die feinen Wasserschnüre im Sonnenlicht glänzten!

Es zog mich hinaus an unsichtbaren Fäden. Voll Ungeduld ging ich in der Stube auf und ab. Warf mich in einen Sessel. Stand wieder auf.

Dieses süchtige Keimen einer ungewissen Verliebtheit in meiner Brust, — es wollte nicht weichen. —

Die ganze Nacht über hatte es mich gequält. Einmal war es Angelina gewesen, die sich an mich geschmiegt, — dann wieder sprach ich scheinbar ganz harmlos mit Mirjam, — kaum hatte ich das Bild zerrissen, kam abermals Angelina und küßte mich; ich roch den Duft ihres Haares und ihr weicher Zobelpelz kitzelte mich am Hals — rutschte von ihren entblößten Schultern — und sie wurde zur Rosina, die mit trunkenen, halbgeschlossenen Augen tanzte — im Frack —

nackt; — — — und alles in einem Halbschlaf, der doch genau so gewesen war wie Wachsein. Wie ein süßes, verzehrendes, dämmeriges Wachsein.

Gegen Morgen stand dann mein Doppelgänger an meinem Bett — der schattenhafte Habal Garmin, »der Hauch der Knochen«, von dem Hillel gesprochen, — und ich sah ihm an den Augen an: er war in meiner Macht mußte mir jede Frage beantworten, die ich ihm stellen würde — nach irdischen oder jenseitigen Dingen —, und er wartete nur darauf, aber der Durst nach dem Geheimnisvollen konnte nicht an gegen die Schwüle meines Blutes und versickerte im dürren Erdreich meines Verstandes. — Ich schickte das Phantom weg, es solle zum Spiegelbild Angelinas werden, und es schrumpfte zusammen zu dem Buchstaben »Aleph«, wuchs wieder empor, stand da als das Koloßweib, splitternackt, wie ich es einstens im Buche Ibbur gesehen, mit dem Pulse gleich einem Erdbeben — und beugte sich über mich — und ich atmete den betäubenden Geruch ihres heißen Fleisches ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kam denn Charousek immer noch nicht? — Die Glocken sangen von den Kirchtürmen.

Eine Viertelstunde wollte ich noch warten — dann aber hinaus! Durch belebte Straßen voll festtägig gekleideter Menschen schlendern — mich in das frohe Gewimmel mischen in den Stadtteilen der Reichen — schöne Frauen sehen mit koketten Gesichtern und schmalen Händen und Füßen.

Vielleicht begegnete ich dabei Charousek zufällig, entschuldigte ich mich vor mir selbst.

Ich holte das altertümliche Tarokspiel vom Bücherbord, um mir die Zeit rascher zu vertreiben. —

Vielleicht ließ sich aus den Bildern Anregung schöpfen zum Entwurf einer Kamee?

Ich suchte nach dem Pagad.

Nicht zu finden. — Wo konnte er hingeraten sein?

Ich blätterte noch einmal die Karten durch und verlor mich in Nachdenken über ihren verborgenen Sinn. Besonders: der »Gehenkte«, — was konnte er nur bedeuten?:

Ein Mann hängt an einem Seil zwischen Himmel und Erde, den Kopf nach abwärts, die Arme auf den Rücken gebunden, den rechten Unterschenkel über das linke Bein verschränkt, daß es aussieht, wie ein Kreuz über einem verkehrten Dreieck?

Unverständliches Gleichnis.

Da! — Endlich! Charousek kam.

Oder doch nicht?

Freudige Überraschung. — Es war Mirjam.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Wissen Sie, Mirjam, daß ich soeben zu Ihnen hinuntergehen wollte und Sie bitten, eine Spazierfahrt mit mir zu machen?« Es war nicht ganz die Wahrheit, aber ich machte mir weiter keine Gedanken darüber. — »Nicht wahr, Sie schlagen es mir nicht ab?! — Ich bin heute so unendlich froh im Herzen, daß Sie, gerade Sie, Mirjam, meiner Freude die Krone aufsetzen müssen.«

»— spazierenfahren?« wiederholte sie derart verblüfft, daß ich laut auflachen mußte.

»Ist denn der Vorschlag gar so wunderbar?«

»Nein, nein, — aber — —,« sie suchte nach Worten, »unerhört merkwürdig. — Spazierenfahren!«

»Durchaus nicht merkwürdig, wenn Sie sich vorhalten, daß es hunderttausende von Menschen tun — eigentlich ihr ganzes Leben nichts anderes tun.«

»Ja, andere Menschen!« — gab sie, immer noch vollständig überrumpelt, zu.

Ich faßte ihre beiden Hände:

»Was andere Menschen an Freude erleben dürfen, möchte ich, daß Sie, Mirjam, in noch unendlich viel reicherem Maße genießen.«

Sie wurde plötzlich leichenblaß, und ich sah an der starren Taubheit ihres Blickes, woran sie dachte.

Es gab mir einen Stich.

»Sie dürfen es nicht immer mit sich herumtragen, Mirjam,« redete ich ihr zu, »das — das Wunder. Wollen Sie mir das nicht versprechen — aus — aus Freundschaft?«

Sie hörte die Angst aus meinen Worten und blickte mich erstaunt an.

»Wenn es Sie nicht so angriffe, könnte ich mich mit Ihnen freuen, aber so? Wissen Sie, daß ich tief besorgt bin, — um Sie, Mirjam? — Um — um — wie soll ich nur sagen? — um Ihre seelische Gesundheit! — Fassen Sie es nicht wörtlich auf, aber — —: ich wollte, das Wunder wäre nie geschehen.«

Ich erwartete, sie würde mir widersprechen, aber sie nickte nur in Gedanken versunken.

»Es verzehrt Sie. Habe ich nicht recht, Mirjam?« Sie raffte sich auf: »Manchmal möchte ich beinahe auch — es wäre nicht geschehen — —«

Es klang wie ein Hoffnungsstrahl für mich. — »Wenn ich mir denken soll« — sie sprach ganz langsam und traumverloren — »daß Zeiten kommen könnten, wo ich ohne solche Wunder leben müßte.« — — —

»Sie können doch über Nacht reich werden und brauchen dann nicht mehr — —,« fuhr ich ihr unbedacht in die Rede, hielt aber rasch inne, als ich das Entsetzen in ihrem Gesicht bemerkte, — »ich meine: Sie können plötzlich auf natürliche Weise ihrer Sorgen enthoben werden, und die Wunder, die Sie dann erleben, würden geistiger Art sein: — innere Erlebnisse.«

Sie schüttelte den Kopf und sagte hart: »Innere Erlebnisse sind keine Wunder. Erstaunlich genug, daß es Menschen zu geben scheint, die überhaupt keine haben. — Seit meiner Kindheit, Tag für Tag, Nacht für Nacht, erlebe ich — —« ‹sie brach mit einem Ruck ab und ich erriet, daß noch etwas anderes in ihr war, von dem sie mir nie gesprochen hatte — vielleicht das Weben unsichtbarer Geschehnisse, ähnlich den meinigen› — — »aber das gehört nicht hierher. — — Selbst, wenn einer aufstünde und machte Kranke gesund durch Handauflegen, — ich könnte es kein Wunder nennen. — Erst, wenn der leblose Stoff — die Erde — beseelt wird vom Geist und die Gesetze der Natur zerbrechen, dann ist das geschehen, wonach ich mich sehne, seit ich denken kann. — — Mir hat einmal mein Vater gesagt: es gäbe zwei Seiten der Kabbala: eine magische und eine abstrakte, die sich niemals zur Deckung bringen ließen. Wohl könne die magische die abstrakte an sich ziehen, aber nie und nimmer umgekehrt. Die magische ist ein Geschenk, die andere kann errungen werden, wenn auch nur mit Hilfe eines Führers.« — Sie

nahm den ersten Faden wieder auf: »Das Geschenk ist es, nach dem ich dürste, — was ich mir erringen kann, ist mir gleichgültig und wertlos wie Staub. — Wenn ich mir denken soll, es könnten Zeiten kommen, — sagte ich vorhin — wo ich wieder ohne diese Wunder leben müßte,« — ich sah, wie sich ihre Finger krampften und Reue und Jammer zerfleischten mich, — »— ich glaube, ich sterbe jetzt schon, angesichts der bloßen Möglichkeit.«

»Ist das der Grund, weshalb auch Sie wünschten, das Wunder wäre nie geschehen?« forschte ich.

»Nur zum Teil. Es ist noch etwas anderes da. Ich — ich — —«, sie dachte einen Augenblick nach, — »war noch nicht reif dazu, ein Wunder in dieser Form zu erleben. Das ist es. Wie soll ich es Ihnen nur erklären? — Nehmen Sie einmal an, — bloß als Beispiel — ich hätte seit Jahren jede Nacht ein und denselben Traum, der sich immer weiter fortspinnt und in dem mich jemand — sagen wir: ein Bewohner einer andern Welt belehrt und mir nicht nur: an einem Spiegelbilde von mir selbst und dessen allmählichen Veränderungen zeigt, wie weit ich von der magischen Reife, ein ‚Wunder' erleben zu können, entfernt bin, sondern: mir auch in Verstandesfragen, wie sie mich manchmal tagsüber beschäftigen, derart Aufschluß gibt, daß ich es jederzeit nachprüfen kann.

Sie werden mich verstehen: Ein solches Wesen ersetzt einem an Glück alles, was sich auf Erden ausdenken läßt, es ist für mich die Brücke, die mich mit dem ‚Drüben' verbindet, — ist die Jakobsleiter, auf der ich mich über die Dunkelheit des Alltags erheben kann ins Licht, — ist mir Führer und Freund, — und alle meine Zuversicht, daß ich mich auf den dunkeln Wegen, die meine Seele geht, nicht verirren kann in Wahnsinn und Finsternis, setze ich auf ‚ihn', der mich noch nie belogen hat. — Da mit einemmal, entgegen allem, was er mir gesagt hat, kreuzt ein ‚Wunder' mein Leben! — Wem soll ich jetzt glauben? War das, was mich die vielen Jahre über ununterbrochen erfüllt hat, eine Täuschung? Wenn ich daran zweifeln müßte, ich stürzte kopfüber in einen bodenlosen Abgrund. — Und doch ist das Wunder geschehen! Ich würde aufjauchzen vor Freude, wenn — — —«

»Wenn — — —?« unterbrach ich sie atemlos. Vielleicht sprach

sie selbst jetzt das erlösende Wort und ich konnte ihr alles eingestehen.

»— wenn ich erführe, daß ich mich geirrt habe — daß es gar kein Wunder war! Aber ich weiß so genau, wie ich weiß, daß ich hier sitze, ich ginge zugrunde daran, —« — ‹mir blieb das Herz stehen› — — »zurückgerissen werden, vom Himmel wieder herab müssen auf diese Erde? Glauben Sie, daß das ein Mensch ertragen kann?«

»Bitten Sie doch ihren Vater um Hilfe«, — sagte ich ratlos vor Angst.

»Meinen Vater? Um Hilfe?« — sie blickte mich verständnislos an — »wo es nur zwei Wege für mich gibt, kann er da einen dritten finden? — — Wissen Sie, was die einzige Rettung für mich wäre? Wenn mir das geschähe, was Ihnen geschehen ist. Wenn ich in dieser Minute alles, was hinter mir liegt — mein ganzes Leben bis zum heutigen Tag — vergessen könnte. — Ist es nicht merkwürdig: was Sie als Unglück empfinden, wäre für mich das höchste Glück!«

Wir schwiegen beide eine lange Zeit. Dann ergriff sie plötzlich meine Hand und lächelte. Beinahe fröhlich.

»Ich will nicht, daß Sie sich meinetwegen grämen,« — ‹sie tröstete mich — mich!› — »vorhin waren Sie so voll Freude und Glück über den Frühling draußen, und jetzt sind Sie die Betrübnis selbst. Ich hätte Ihnen überhaupt nichts sagen sollen. Reißen Sie es aus Ihrem Gedächtnis und denken Sie wieder so heiter wie vorhin! — Ich bin ja so froh — «

»Sie? Froh? Mirjam?« — unterbrach ich sie bitter.

Sie machte ein überzeugtes Gesicht. : »Ja! Wirklich! Froh! — Als ich zu Ihnen heraufging, war ich so unbeschreiblich ängstlich, — ich weiß nicht warum: ich konnte das Gefühl nicht los werden, daß Sie in einer großen Gefahr schweben« —, ich horchte auf — »aber, statt mich darüber zu freuen, Sie gesund und wohlauf zu treffen, habe ich Sie angeunkt und — —«

Ich zwang mich zur Lustigkeit: — »und das können Sie nur gutmachen, wenn Sie mit mir ausfahren. —« ‹Ich bemühte mich, so viel Übermut wie möglich in meine Stimme zu legen:› »Ich möchte doch einmal sehen, Mirjam, ob es mir nicht gelingt, Ihnen die

trüben Gedanken zu verscheuchen. Sagen Sie, was Sie wollen: Sie sind noch lange kein ägyptischer Zauberer, sondern vorläufig nur ein junges Mädchen, dem der Tauwind noch manchen bösen Streich spielen kann.«

Sie wurde plötzlich ganz lustig:

»Ja, was ist denn das heute mit Ihnen, Herr Pernath? So hab' ich Sie noch nie gesehen! — — Übrigens ‚Tauwind' —: bei uns Judenmädchen lenken bekanntlich die Eltern den Tauwind, und wir haben nur zu gehorchen. Tuen es natürlich auch. Es steckt uns schon so im Blut. — — Mir ja nicht« —, setzte sie ernsthafter hinzu, »meine Mutter hat bös gestreikt, als sie den gräßlichen Aaron Wassertrum heiraten sollte.«

»Was? Ihre Mutter? Den Trödler da unten?«

Mirjam nickte. »Gott sei Dank ist es nicht zustande gekommen. — Für den armen Menschen freilich war es ein vernichtender Schlag.«

»Armer Mensch, sagen Sie?« — fuhr ich auf. »Der Kerl ist ein Verbrecher.«

Sie wiegte nachdenklich den Kopf: »Gewiß, er ist ein Verbrecher. — Aber wer in einer solchen Haut steckt und kein Verbrecher wird, muß ein Prophet sein.«

Ich rückte neugierig näher:

»Wissen Sie genaueres über ihn? Mich interessiert das. Aus ganz besonderen — —«

»Wenn Sie einmal seinen Laden von innen gesehen hätten, Herr Pernath, wüßten Sie sofort, wie es in seiner Seele ausschaut. — Ich sage das, weil ich als Kind sehr oft drin war. — Warum sehen Sie mich so erstaunt an? — Ist denn das so merkwürdig? — Gegen mich war er immer freundlich und gütig. — Einmal sogar, erinnere ich mich, schenkte er mir einen großen blitzenden Stein, der mir besonders unter seinen Sachen gefallen hatte. Meine Mutter sagte, es sei ein Brillant, und ich mußte ihn natürlich sofort zurücktragen.

Erst wollte er ihn lange nicht wiedernehmen, aber dann riß er ihn mir aus der Hand und warf ihn voll Wut weit von sich. — Ich habe aber dennoch gesehen, wie ihm dabei die Tränen aus den Augen stürzten —; ich konnte auch damals schon genug hebräisch,

um zu verstehen, was er murmelte: ‚Alles ist verflucht, was meine Hand berührt.' — — Es war das letztemal, daß ich ihn besuchen durfte. Nie wieder hat er mich seitdem aufgefordert, zu ihm zu kommen. — Ich weiß auch warum: Hätte ich ihn nicht zu trösten versucht, wäre alles beim alten geblieben, so aber, weil er mir unendlich leid tat und ich es ihm sagte, wollte er mich nicht mehr sehen. — — — Sie verstehen das nicht, Herr Pernath? Es ist doch so einfach: er ist ein Besessener, — ein Mensch, der sofort mißtrauisch, unheilbar mißtrauisch wird, wenn jemand an sein Herz rührt. Er hält sich für noch viel häßlicher, als er in Wirklichkeit ist, — wenn das überhaupt möglich sein kann, und darin wurzelt sein ganzes Denken und Handeln. — Man sagt, seine Frau hätte ihn gern gehabt, — vielleicht war es mehr Mitleid, als Liebe, — aber immerhin glaubten es sehr viele Leute. — Der einzige, der vom Gegenteil tief durchdrungen war, war er. Überall wittert er Verrat und Haß. —

Nur bei seinem Sohn machte er eine Ausnahme. Ob es daher kam, daß er ihn vom Säuglingsalter an hatte heranwachsen sehen, also das Keimen jeder Eigenschaft von Urbeginn in dem Kinde sozusagen miterlebte und daher nie zu einem Punkte gelangte, wo sein Mißtrauen hätte einsetzen können, oder ob es im jüdischen Blute lag: alles, was an Liebesfähigkeit in ihm lebte, auf seinen Nachkommen auszugießen — in jener instinktiven Furcht unserer Rasse: wir könnten aussterben und eine Mission nicht erfüllen, die wir vergessen haben, die aber dunkel in uns fortlebt, — — — wer kann das wissen!

Mit einer Umsicht, die beinahe an Weisheit grenzte, und bei einem unbelesenen Menschen, wie er, wunderbar ist, leitete er die Erziehung seines Sohnes. Mit dem Scharfsinn eines Psychologen räumte er dem Kinde jedes Erlebnis aus dem Wege, das zur Entwicklung der Gewissenstätigkeit hätte beitragen können, um ihm künftige seelische Leiden zu ersparen.

Er hielt ihm als Lehrer einen hervorragenden Gelehrten, der die Ansicht verfocht, die Tiere seien empfindungslos und ihre Schmerzäußerung ein mechanischer Reflex.

Aus jedem Geschöpf so viel Freude und Genuß für sich selbst herauspressen, wie nur irgend möglich, und dann die Schale sofort

als nutzlos wegwerfen: — das war ungefähr das A—B—C seines weitblickenden Erziehungssystems. —

Daß das Geld als Standarte und Schlüssel zur ‚Macht' dabei eine erste Rolle spielte, können Sie sich denken, Herr Pernath. Und so wie er selbst den eigenen Reichtum sorgsam geheim hält, um die Grenzen seines Einflusses in Dunkel zu hüllen, so ersann er sich ein Mittel, seinem Sohn ähnliches zu ermöglichen, ihm aber gleichzeitig die Qual eines scheinbar ärmlichen Lebens zu ersparen: er durchtränkte ihn mit der infernalischen Lüge von der ‚Schönheit', — brachte ihm die äußere und innere Gebärde der Ästhetik bei, — lehrte ihn äußerlich: die Lilie auf dem Felde heucheln und innerlich ein Aasgeier sein. —

— Natürlich war das mit der ‚Schönheit' wohl kaum eigene Erfindung von ihm — vermutlich die ‚Verbesserung' eines Ratschlags, den ihm ein Gebildeter gegeben hatte.

Daß ihn sein Sohn später verleugnete, wo und wann er nur konnte, nahm er niemals übel. Im Gegenteil, er machte es ihm zur Pflicht: denn seine Liebe war selbstlos, und wie ich es schon einmal von meinem Vater sagte: — von der Art, die übers Grab hinausgeht. —«

Mirjam schwieg einen Augenblick, und ich sah ihr an, wie sie ihre Gedanken stumm weiterspann, hörte es an dem veränderten Klang ihrer Stimme, als sie sagte:

»Seltsame Früchte wachsen auf dem Baume des Judentums.« —

»Sagen Sie, Mirjam,« fragte ich, »haben Sie nie davon gehört, daß Wassertrum eine Wachsfigur in seinem Laden stehen hat? Ich weiß nicht mehr, wer es mir erzählt hat, — es war vielleicht nur ein Traum — —«

»Nein, nein, es ist schon richtig, Herr Pernath: eine lebensgroße Wachsfigur steht in der Ecke, in der er, mitten unter dem tollsten Gerümpel, auf seinem Strohsack schläft. — Er hat sie vor Jahren einem Schaubudenbesitzer abgewuchert, heißt es, bloß weil sie einem Mädchen — einer Christin — ähnlich sah, die angeblich einmal seine Geliebte gewesen sein soll.«

»Charouseks Mutter!« — drängte es sich mir auf.

»Ihren Namen wissen Sie nicht, Mirjam?«

Mirjam schüttelte den Kopf. »Wenn Ihnen daran liegt, — soll ich mich erkundigen?«

»Ach Gott, nein, Mirjam, es ist mir vollkommen gleichgültig«, — ‹ich sah an ihren blitzenden Augen, daß sie sich in Eifer geredet hatte. Sie durfte nicht wieder zu sich kommen, nahm ich mir vor›, »aber was mich viel mehr interessiert, ist das Gebiet, von dem Sie vorhin flüchtig sprachen. Ich meine das ‚vom Tauwind'. — Ihr Vater würde Ihnen doch gewiß nicht vorschreiben, wen Sie heiraten sollen?«

Sie lachte lustig auf:

»Mein Vater? — Wo denken Sie hin!«

»Nun, das ist ein großes Glück für mich.«

»Wieso?« fragte sie arglos.

»Weil ich dann noch Chancen habe.«

Es war nur ein Scherz, und sie nahm es auch nicht anders hin, aber doch sprang sie rasch auf und ging ans Fenster, um mich nicht sehen zu lassen, daß sie rot wurde.

Ich lenkte ein, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen:

»Das eine bitte ich mir aus als alter Freund: Mich müssen Sie einweihen, wenn's einmal soweit ist. — Oder gedenken Sie überhaupt ledig zu bleiben?«

»Nein! nein! nein!« — sie wehrte so entschlossen ab, daß ich unwillkürlich lächelte — »einmal muß ich ja doch heiraten.«

»Natürlich! Selbstverständlich!« sagte ich.

Sie wurde nervös wie ein Backfisch.

»Können Sie denn nicht eine Minute lang ernsthaft bleiben, Herr Pernath?« — Ich machte gehorsam ein Lehrergesicht, und sie setzte sich wieder. — »Also: wenn ich sage, ich muß doch einmal heiraten, so meine ich damit, daß ich mir zwar bis jetzt den Kopf über die näheren Umstände nicht zerbrochen habe, den Sinn des Lebens aber gewiß nicht verstünde, wenn ich annehmen würde, ich sei als Weib auf die Welt gekommen, um kinderlos zu bleiben.« —

— Das erstemal, seit ich sie kannte, sah ich das Frauenhafte in ihren Zügen. —

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

FESTSTELLUNGEN

Anläßlich des Sechstage-Rennens. – Der Mensch, als denkendes Wesen, hat in unserer Zeit einen schweren Stand. Von allen Seiten stürzt die Welt mit neuen Bildern auf ihn ein und nun gilt es, nicht Furcht zu haben vor der Suggestion der Tatsachen und nur das wirken zu lassen, was weiterführt, oder besser: imstande ist, in reinen Formen aufzugehen. Da zeigt sich, was für eine unsichere Probe die Überlegung ist, wenn für das zu Überlegende noch das Gefühl fehlt. Und wer kann heute von sich sagen, daß er etwas fühlt?! Man wird froh sein, von dem, was als Religion sicher aufgehen wird, eine unsichere Ahnung zu haben.

So kommt man in schwere Zweifel, was Ernst oder Humbug ist, was abgebrauchte Nachbildung oder exzentrische Erscheinungen. Nur mit dem Instinkte der Möglichkeit begabt, hilft man sich kümmerlich mit dem Umwege über den Verstand. Und da der Verstand nicht an das Letzte, Metaphysische herankommen kann, und Spekulationen darüber ohne Glauben fruchtlos sind, so habe ich mir einen rein technischen Kniff zurechtgelegt, auf den ich etwas halte, weil er meines Erachtens irgendwo dem Wesentlichen nahe kommt. Allen neuen Formbildungen wohnt, meiner Beobachtung nach, die Tendenz inne, unsere naturalistischen Anschauungen vom Raume und der Zeit aufzulösen. Und überall dort, wo ich so etwas wahrnehme, glaube ich an die Möglichkeit neuer Formen.

Das ist, wie gesagt, nur ein Trick, der das Wesentliche im Grunde nicht berührt, aber die Vorstellungen von Zeit und Raum liegen doch so zentral, daß sie immer eine Ahnung des Eigentlichen mit ins Bewußtsein heben.

Wir erleben es in der Großstadt, wie uns der Sinn für die natürlichen Tageszeiten offenbar zurückgeht. Die Einteilung unserer Tätigkeit emanizipiert sich mehr und mehr von der Sonne. Es gibt schon viele Berufe, die nachts arbeiten und am Tage schlafen lassen, für die sich das Zeitverhältnis ganz verkehrt hat, und ich denke mir eine Entwicklung etwa dorthin, daß mit der Zeit überhaupt keine praktischen Unterschiede zwischen Tag- und Nacht werden gemacht werden, daß man die Nacht nicht daran erkennen wird, daß man gewisse Dinge dann tut oder nicht, sondern, daß wir z. B. des Nachts um 3 Uhr ebensogut Einkäufe machen können, wie um 3 Uhr nachmittags. – Die mittelalterliche Gesetzgebung dekretierte einfach mit Sonnenuntergang den Bürgern den Schlaf, die neue Gesetzgebung wird sich, wie sie es ja jetzt schon tut, unabhängig von der Naturkunde, einfach an die nackte Zahl halten. Dabei wird das Arbeitspensum des einzelnen nicht erhöht, für die Gesamtheit aber ein kontinuierlicher Zustand erreicht werden, der immer größerer Inten-

sität fähig sein wird. — Umgekehrt muß ich, wenn mein Trick richtig ist, dem Kino eine dunkle Zukunft prophezeien. Das Kino ist so etwas wie eine Antithese, eine illusionistische Raumverdichtung, der gröbste Versuch der alten Methode, sozusagen, ein Rückschlag noch vor dem Schlage, der aber schon deswegen nicht genug Kraft haben wird, weil er keine Idee inkarniert und sich in der Erfüllung seines Reizes schon verausgabt.

Aber all das sind doch nur Versuche im Symptomatischen. Nun dämmert die Ahnung des Religiösen hinter einem Schauspiel auf, das so nüchtern ist, wie es ein Sechstagerennen nur sein kann. Das Sechstagerennen ist meines Wissens aus Amerika gekommen. Die psychologische Erklärung seines Entstehens ist eindeutig. Man hat die Sensation immer höher schrauben wollen, bis man eines Tages nicht mehr genug an der Möglichkeit eines arbeitenden Menschen hatte, der sich in 24 Stunden erschöpft, man erweiterte die Zahl der Rennfahrer und machte aus zweien immer einen und dehnte so die Strecke des Weges ins Kolossale. Dieser grobe Vorgang hat etwas Neues in die Bahn gebracht, etwas, was die ganze Anschauungsweise verändert. Wenn die Radfahrer tausendmal in einem ovalen Bogen fahren, so verlieren wir vollständig jede Vorstellung von der Strecke, der Raum verliert alle Bedeutung und ist nichts weiter mehr, als die Gelegenheit zum Fahren. Nicht der Weg hat Interesse, nur das Weiterkommen, und was übrig bleibt, ist nichts als eine nackte Zahl. — Das Sechstagerennen ist daher nicht nur eine bloße Sensation, es ist viel mehr. Die Sensation ist herausgewachsen über das Maß des noch zu Messenden, justament ins Unendliche der Vorstellung. Wie für die Zuschauer das Feld nichts als eine unübersehbare Rundung ist, so wird ihnen auch der Zeitbegriff in etwas Abstraktes, Unendliches zerdehnt. Der Zuschauer kann einen Wettlauf immer nur als eine Einheit fassen, es zählt für ihn nur die Zeit, in der er sehen kann, da ihm aber, doch nur ein Zuschauer gegen zwei Fahrer, die Kausalkette der Beobachtung immer wieder durch den nun doch einmal notwendigen Schlaf unterbrochen wird, so bedeuten sechs Tage während des Sehens, dessen Anfang und Ende er eben nicht übersehen kann, glattweg eine Ewigkeit.

Die Sensation steht also sozusagen im Formalen und zwar in einer Form, die nach unseren früheren Begriffen gar keine Form mehr ist, da sie zeit- und raumlos geworden ist und nur noch in der Bewegung liegt. — Es ist ganz und gar nicht wahr, daß die Leute, die dicht gedrängt zu Tausenden Stunden und Stunden lang gespannt und geduldig stehen, auf einen Sturz hoffen oder sonst ein Unglück herbeiwünschen, um daran ihre billige Sensation zu haben. Ein einfaches Hinsehen genügt, um das zu widerlegen. Der Zuschauer in der Loge wie der auf der Galerie will einfach die Sensation der Schnelligkeit, der Konkreten, des Spurts, in der er vergleichen kann, wie der Abstrakten des Tempos: des Rekords.

Es ist nichts weiter als eine nackte Zahl, die der Zuschauer mit aller Anspannung wünscht, nichts weiter als das anschauungslose Vergnügen, daß jemand in ein paar Sekunden so und so viel Kilometer mehr zurücklegte, als ein anderer. Er empfindet den Sturz lediglich als eine Betriebsstörung, die er mit Unwillen als eine Verzögerung des Tempos hinnimmt. Man höre sich an, wie die Leute auf der Galerie Bravo

klatschen, wenn ein tüchtiger Straßenfahrer eine halbe Stunde lang das Tempo scharf hält.

Ist das nicht eigentlich eine seltsame Kultur, die es als Vergnügen betrachtet, während der bürgerlichen Zeitrechnung von sechs Tagen das Gefühl für Zeit und Raum durch das der Schnelligkeit zu ersetzen. Man fühlt doch, daß dahinter Dinge ruhen, die weit über alles Ergötzliche und Sensationelle hinausgehen. Sechs Tage lang rotieren die Gedanken von 10000 Menschen um einen kleinen Ring, in dem energische Leute die Zeit besiegen. Den Zusammenhang, der immer wieder zerrissen wird, sucht man hinterher durch die Preßberichte, Programme und Auskundschaftungen gierig zu ergänzen. Denn man sucht alle Tätigkeit während dieser Zeit immer rasch wieder in die Zeitlosigkeit der Zahlen zu erheben.

Man kann Perspektiven aufstellen, in denen sich diese Tage zu Wochen, Monaten und Jahren ausdehnen, wo die seelischen Kräfte um ganz anderes kreisen werden, als um ein paar gehetzte Radfahrer, um etwas anderes, das ich noch nicht bezeichnen kann, aber man wird mit einigem guten Willen die Form sehen für das, — Gott ist auch in den kleinsten Dingen —, was eine neue Religion sein wird, man sieht wundervoll deutlich, wie aus unserer knappen rechnerischen Zeit ohne Aufgabe der Nüchternheit die neue Religion wächst, und wir können ahnen, wie auch das tote Ding, die Technik wird einspringen können zur ideellen Hilfe. Das romantische Befreiungsmittel war der Rausch, er zerbrach von innen die sichtbare Welt, und hob sie auf, heute aber wächst die Anschauung, das sichtbare Bild, in die Ausdehnungslosigkeit und löst uns, wach und doch nicht gebunden, in die Regionen auf, in denen die Ewigkeit zu Hause ist. *Ernst Kamnitzer.*

Frederik van Eeden, Glückliche Menschheit. S. Fischer Verlag, Berlin. – Es gibt Menschen, die stehen als Redende wie vor einer Wand, werfen auf sie ihre Gedanken mit grober Geste, und sie und ihre Zuhörer starren dies Entäußerte an als ihren Willen. So sind die Versammlungen heute mit ihren sinnlosen Resolutionen. Andere Menschen stehen in der Mitte der Dinge und beginnen leise aus ihnen zu reden, für sich selbst. Langsam wächst ihr Wort zur Musik und zwingt alle Hörenden, sich von stärkerer Kraft bewegt von dem Rande ihres Wesens abzuwenden und ganz tief in sich selbst zurückzukehren. So ist die Wirkung alles dessen, was Frederik van Eeden sagt.

Es muß in einem Leben schon etwas gewagt worden sein, wenn man eine Schilderung seines Ablaufes mit den Worten Glückliche Menschheit überschreiben darf. Van Eeden erzählt seinen doppelten Weg, den aus der Kindheit zum Weisesein, und den durch die Berufe, vom Arzt und Sozialreformer zum einsichtigen Erwecker. Nun schließt des Johannes Wanderung mit der Errichtung einer Gemeinschaft Kolonisierender in den Vereinigten Staaten, die unter Erneuerung des Obereigentums als einer privatrechtlichen Form versuchen will, den Gemeinwillen mit der Triebkraft des Sonderwillens zum Einklang zu verbinden. Die Einzelheiten dürfen hier fortgelassen werden.

Aber über das Problem des Utopischen ist einiges zu sagen. Die naive Utopie, etwa des Schneiders Wilhelm Weitling, hat weder die Bedeutung einer Lösung

noch die eines Beispiels: sie ist ein Traum von geringer Gewalt. Der Glaube, »einen neuen Tag« schlechthin kraft Ukas des revolutionären Komitees beginnen zu können, ist töricht und nicht im Blute gedacht. Der andere Glaube, daß die neue Gesellschaft sich im Schoße der alten gebären werde, ist stärker, wenn diese Geburt nur richtig als eine Empfängnis im Fleische und im Geiste verstanden wird, wenn nicht lediglich durch Statistik die technischen Wandlungen der Betriebsformen registriert werden.

Van Eeden sieht den Sinn des Utopischen in rechter Tiefe. Soziale Umformung erfordert ein Doppeltes: Einmal ein Wissen um die Technik des menschlichen Zusammenlebens, um alle in Begriffe niedergelegten Kenntnisse. Aber eine neue Ordnung ist dann niemals Addition des Vortrefflichen, sondern sie verlangt ein plötzliches kühnes Umgehen dieses klugen Wissens, ein mächtiges Ergreifen des Gegenstandes von der weltabgewandten Seite her: eine innerliche Wandlung des Willens. Von ihr allein aus ist auch zu sagen, wieviel im Äußerlichen von den »Errungenschaften« beibehalten oder abgelegt werden soll; hier wird die Grenze der neuen Einfachheit bestimmt.

Vielleicht gelingt van Eedens Kolonie. Dennoch: eine »Lösung« läßt sich nicht von einem Punkt aus vornehmen; das breite Gewebe des Lebens wird nicht durch einen Faden verändert. Wichtiger ist, wie allgemein die Voraussetzungen erfaßt sind, die zu ihr treiben. Nicht die logischen: einem Syllogismus zuzustimmen, Subsumtionen vorzunehmen, lehren Schule und Staat. Jedoch kann von einer Gruppe, welche inmitten wüster Felder goldenen Weizen hochzieht, die Kraft des Beispiels ausgehen. Da hilft aber nicht exaktes Kalkulieren, sondern der Gedanke muß wieder den dunklen Weg durchs Blut finden.

Hier verkennt van Eeden noch etwas; und ebenso Franz Oppenheimer, der vor das Buch eine Einleitung stellte. Wenn beide zur Überzeugung Zweifelnder an den mühevollen Weg der Erfindung von Eisenbahn oder Luftschiff erinnern, so ist das tertium comparationis etwas Leeres: das heutige Verwundern über das, was gestern noch für unmöglich gehalten wurde. Nichts weiter. Denn die Unzulässigkeit einer Gleichsetzung von technischen Mitteln und von Formen des Lebens wird durch die Erwägung klar, daß eine gelungene utopische Gemeinschaft immer nur Insel bleibt und niemals »Experiment« wird, wenn ihr nicht vom Wollen die kausalen Vorbedingungen ihres Wiedereintretens gewährt werden.

Auch ist zu bedenken, ob nicht auch irgendetwas in uns dies wilde, inkohärente, rauschhafte und ungesiedelte Leben liebt, ob wir nicht auch eine aus den Grundmächten des Lebens aufsteigende Bangigkeit vor einer hirtenhaft-milden Ordnung, vor einer »Organisation des Glücks« haben.

Eine lebensfähige Gruppe mit neuen Formen ist gewiß ein großer Anfang: aber es wäre nur der eine Weg. Der andere wäre die Wandlung des Willens von innen heraus, das Zurückziehen des Auges von den in gleißender Präzisionstechnik spielenden Äußerlichkeiten, das Horchen auf ewige Quellen, klare und dunkle: das ist das Notwendigere und das Größere. Das reine und starke Buch van Eedens weist nach außen auf den einen Weg und steht doch innerlich ganz in dem andern.

V. M.

Maurice Barrès, La Grande Pitié des Eglises de France. Paris, Emile Paul. — Es kann vielleicht bald sein, daß Rodins Kathedralenbuch (von dem eine deutsche Ausgabe im gemeinsamen Verlag der Weißen Bücher und von Kurt Wolff erscheint) von Dingen berichtet haben wird, die waren. Nach dem Trennungsgesetz gehören die Kirchen den Gemeinden, die nicht zu ihrer Erhaltung verpflichtet sind, und die gläubigen Katholiken dürfen sich um die Instandhaltung ihrer von Alter und Wetter bedrohten Kirchen nur dann kümmern, wenn sie vom Stadtrat dazu autorisiert sind. Die Stadträte gefallen sich, weil heute der Wind so bläst, in freigeistiger Sektirerei und verweigern diese Autorisation. Die Kirchen verfallen. In diesem Bande hat Barrès alle seine tapferen Reden und Adressen gegen diesen Mißstand gesammelt, auch seine privaten Unterredungen mit Ministern und Beamten und, das Schönste in dem Buche, seine Gedanken über den Glauben. Der in unsere Zeit seltsam hineinlebende alte Encyklopaedist Anatole France nennt ja wohl alle, die heute eine Erneuerung des Glaubens bedenken oder erleben, Fanatiker des Dilettantismus und meint »n'ayant pas la foi, puisque la foi est perdue, la génération nouvelle en affecte les dehors«, aber er sagt damit nur, daß er im 18. Jahrhundert lebt und über die neue Generation garnichts weiß. Barrès lehnt seine bedingungslose Zugehörigkeit zur Kirche sogar ab, sagt hierzu nur, daß er sicher sei, zur Zivilisation Christi zu gehören. Über seinen Glauben gibt er keine Versicherungen ab: »Was ist dieser Zauber, dem ich erliege? Ist es der Ton des alten romantischen Hornes? Schlecht widerstehend der Stimme der Einsamkeit und dem Ruf des Dunkels beuge ich mich aus dem Gefängnis der deutlichen Dinge hinaus auf das unendliche Fluten der dunklen Wellen. Warum fragt man mich, ob ich glaube? Er bleibt auch in diesem Buche der Sophist Libanius, der die antiken Tempel vor der Wut seiner christlichen Freunde zu schützen suchte, aber nicht, daß er ein bloßer Archaeologe wäre, um schöne Baudenkmäler besorgt: daß sie als ein Refugium der bedrückten Seele erhalten bleiben, verlangt er. Daß sie verfallen, ist Schuld der Kirche selber. Der Staat hat mit dem Trennungsgesetz nur das Urteil vollzogen, das die Kirche schon lange vorher über sich selbst gesprochen hatte. Da sie sich nicht vom Staate trennen wollte, trennte sich der Staat von ihr, aber noch hat sie die Zeit nicht gefunden, sich zu besinnen, noch glaubt und treibt sie politische Ranküne, so lange, bis sie den letzten Gläubigen an die heimliche Kirche verloren haben wird. F. B.

Sainte-Beuve, Frauenbildnisse aus vier Jahrhunderten. Übersetzt von S. Stritzek. Zwei Bände. München, G. Müller. — Dies ist meines Wissens die erste Publikation aus dem Werke S.-Bs. in deutscher Sprache: eine Auswahl aus den Lundis, dieser Naturgeschichte des Menschen als eines denkenden und geselligen Wesens, dieser Enzyklopädie an Methode, Leben und Kenntnissen. Kritische Werke haben gemeiniglich kein langes Leben — das Gesicht dieser Studien hat nicht das kleinste Fältchen. Der Aufsatz über die Sand hat heute noch mehr Leben als alle Romane der Dame, die sich George nannte. Es begreift sich, weshalb hier nur aus den Frauenbildnissen gewählt wurde: S. B. Sinnlichkeit nicht nur, sondern auch seine Methode fand in den Frauen die besten Bedingungen erfüllt, beide zu befriedigen. Von Männern lag ihm der Typus Talleyrand. Und Napoleon gar nicht.

Die Größe vertrug sich nicht mit seiner Methode, die für die kleinen Züge war, und nicht mit seinem Liberalismus und schon gar nicht mit seinen starken Appetiten für sämtliche Frauen, die ihm Zufall oder Wunsch in den Weg führten. Um über S.-B. beim ununterrichteten Leser kein fades Mißverständnis entstehen zu lassen, sollte der Verlag zwei Bände Männerbildnisse neben diese Frauenbildnisse stellen.

F. B.

Fallmerayer, „Schriften und Tagebücher" bei Georg Müller. Zwei Bände. – Der Glaube an die Wiedererweckung von Geistern, deren Wirkung innerhalb ihrer Zeit beschlossen war, ist einer alexandrinischen Kultur eigentümlich, damit ist noch nicht gesagt, daß es für einen Verlag nützlich ist, diesen Glauben zu teilen. Um 1840 mag es ebenso interessant gewesen sein, Nachrichten aus dem näheren und nahen Osten zu erhalten wie jetzt, aber, wie anders ist der Widerhall heute! Fallmerayers Standpunkt nimmt freilich das Mißtrauen von heute gegen die Natur der Völker, die auf dem Balkan aufsteigen, gewissermaßen voraus. Er ist gegen die fade Griechenbegeisterung aufgetreten, hat die Übermischung der Balkanvölker nachzuweisen versucht und das reine Orientalentum der Türkei, wie er es verstand, vorgezogen und heute sind unsere Sympathien die gleichen, und ebenso vage! Seine Darstellung der Kräfte und Werte, die damals gegeneinander rangen, verliert sich in kleinen charakterologischen Antithesen. Wie viele Leute, die die Politik von der Seele aus machen, war er hervorragend unpolitisch.

Das Beste, was Fallmerayer erzählt hat, war seine Athosreise. Er hat die Stupidität dieses »Staates« sehr gut beschrieben, und ihm seinen beunruhigenden Hauch von Vollkommenheit gelassen, welcher nicht nur aus der Stupidität kommt. Auch die Fahrten an den Wasserscheiden der Rassen, auf dem Balkan, sind noch interessant, wenn man dafür ein gewisses spezielles Interesse hat. Im ganzen bleibt der Eindruck, daß alle diese Berichte nicht alt genug sind, um neu zu wirken.

Die Herausgeber bieten uns auch die Person Fallmerayers an. Aber sie ist kaum ausgeprägt genug zu fassen. Er war mit der Welt unzufrieden, wie er es mit sich war, zu schwach um sie zu wenden, aber doch zu begabt, um an sich aufrichtig verzweifeln zu dürfen. Seine verächtlichen Klagen über die Mißachtung, in der zu jener Zeit Deutschland lag, spiegelte das Unbehagen seiner Jahre lebhaft wieder, auch das ist interessant, aber doch nur Beispiel, und nur Beispiel unter Beispielen, für bekanntes. Die Berichte aus der Paulskirche sind Muster schwerfälligen bemühten Witzes. Sie sind schlecht, und zeigen, wie die journalistische Willkür unbelasteterer Geister die herkömmliche Architektonik des Gedankens damals störte und zerstörte. Fallmerayer war im Grunde ein systematischer Kopf, die Dienstbarkeit für den Tag war eine noch nicht ganz erkannte Abspaltung in den Dienstleistungen der Wahrheit. So wehrte und vergab er sich in unverstandenen Schwierigkeiten, und seine Würde stand ihm ebenso schlecht, wie seine odysseische Gewandtheit, auf die er in seinem Bildmotto anspielt. Über ihn zu denken ist lehrreicher, als mit ihm. Er hat das selbst gefühlt, und auch getan, aber sich zum Schaden.

R. G.

Journalismus am falschen Ort. — Journalismus, Flugblattbegabung und Hysterie

sind gegenseitig bedingte Korrelate. Hysterische Journalisten ersetzen jeden Gedanken durch Erregtheit und pachten ein Monumentenpathos, um den Gemeinplatz einem betäubten Leser zum 233. mal zu versetzen. Was anders verbleibt dem Unfähigen, als in der Bewußtlosigkeit des unbegründeten Pathos wenigstens die Moral zu monopolisieren? Denn gerade der gescheite Mensch ist nicht gegen den Vorwurf geschützt, er besitze nicht die Überzeugtheit und somit das Recht zur Meinung; mit diesem Einwurf vernichten gern Nachläufer den Entdecker, der ihnen stets schöpferisch vorausbleibt. Der Flugblättler, dieser Typ der Unproduktiven, wird sich in Zeiten mäßiger, aber gereizter Unkunst vergreifen und seine Pamphletik in diese importieren; wird in der Ruhelosigkeit seiner gereizten Leere alles für unzureichend, für nicht absolut oder geistig erklären; denn nichts ist leichter zu vertauschen als ein Nichts und der Geist. Der Tägliche wird das historischgewordene angreifen, da es ihm nie erledigt bleibt, er geendete Vollständigkeit nicht begreift und im Hintertrab zu lahmen gewohnt ist.

Ich kenne einen Weiberradikalismus, der zu nichts fähig, immer eine vage Negation als das Beglückende anreißt. Diese Haltungslosen gedeihen als pervertierte Bureaukraten sie schreien, hier zuviel Ordnung, hier noch eine Grenze, da Bestimmtheit, wehe; zu Hilfe. Ihre bekümmerte Unfähigkeit verpflichtet sie, jede Leistung abzulehnen, wenn sie ihr Scheinleben treiben wollen. Und wenn man alles sein ließe, so schrieen sie wieder, da sie keinen Stoff zu bekreischen hätten.

Wir sind heute reif, den Journalisten für den konstruktiven Menschen zu halten; denn jener entgeht der Gefahr des Überlegens ⟨also keine Genetik⟩, er lebt vom Programm und der a priori entschiedenen Meinung. Die journalistische Meinung ist lächerlicher A-Priorismus; denn zunächst ist es des Journalisten klare Vorbestimmung, eine Meinung zu haben. Somit ist er vor der gefährlichen Schwierigkeit bewahrt, selbst ein Ursprüngliches zu erzeugen, er gibt die Meinung von sich; ja noch mehr: den durch die Majorität der Dummen siegreichen, unbedingten Gemeinplatz. Der Dumme, der dank seiner Berufung nicht denken darf, ist stets unbedingt, er mangelt des schaffenden Zweifels, und seine vorgetäuschte Konstruktivität ist das Konsentium der numerisch stets siegreichen Idioten. Der Journalist besitzt über alles sein Dogma ⟨seine Meinung wird auf mechanischem Wege zum Dogma⟩. Er schafft nichts, er klischiert und übersetzt lediglich, und seine Entschuldigung lautet: welche Aktivität! Typisch ist für ihn: er verwechselt seine beruflich benötigte Aufgeregtheit mit der Unwichtigkeit seiner Meinung. Journalistik ist die einzige heutige Form der Tyrannis. Überall wittert der hier Besprochene das Polemische, die Verschwörung, das heißt, er zwingt der klarsten Tinte die Problematik zu einem Artikel ab.

In die Geschäfte der Kunst mischt sich der Unproduktive, der unfähig ist, selbst die Wirkung dieser zu erzeugen. Das Werk bedeutet ihm nur eine Anekdote in seinem vielspältigen Treiben, das immer nur mit dem gänzlich Fertigen sich beschäftigt. Dem Unproduktiven kann nur mit dem verdinglichten Surrogat gedient sein, der Tendenz, einer Polemik. Vor allem fordert er dem Werk ab, daß es die Wirkung bereits gegenständlich enthalte und vorwegnehme. ⟨Futurismus.⟩ Er verlangt somit, daß das Werk sein eigener Beschauer sei, sein Kommentator und

Interpret. Er setzt einen völlig sklavischen Beschauer voraus ‹bei Wagner z. B. ist die Musik Wirkung des Dramas›, der sich völlig gelähmt und passiv verhält, oder das Kunstwerk gänzlich aufgebend, wieder mit anderer Kunst polemisiere. Also entweder katholischer Beschauer oder politischer.

Bilder, die eine Wirkung enthalten und feststellen, sind au fond deskriptiv, fixieren das Zeitliche und gehören der unaktiven Kunst an; andererseits sind sie sophistisch, indem sie den fixierten Schluß suggerieren. Beispiel journalistischer Kunst: der anekdotische Delaunay, dessen Bilder der populären Aufklärung zugehören; anekdotisierte Simultanität; dagegen Picassos kommentarlose Form.

Der Journalist verpflichtet als der Formlose immer den anderen; die Moralität des Gemeinplatzes, das ist die Pflicht des Nachbarn zu unseren Gunsten. Der Journalist sieht immer den Anderen, das heißt er polemisiert; er erfand die Psychologie des Nachbarn; er ist immer im Andern, er hat ihn in sich wie einen Gallenstein, der Bauchschmerzen macht. Dabei ist der Andere einfach die komplette Unwahrheit und bedrohender Wagemut in der rosanen Gefahrlosigkeit.

In Tagen mäßiger Unkunst gewahrt sich der Journalist als Künstler; er führt das polemische Bild ein; er macht die kondensierten Formen zum Vorwand eines Gemeinplatzes. Dieses sei hierdurch bezeichnet, daß er, zumeist falsch, nicht bestritten werden darf, da nichts für unsittlicher gilt, als dieses Pathos der Eingeschlafenen zu attakieren. K. E.

ERKLÄRUNG

Im siebenten Heft der W. B. Seite 736. Meyrink, der Golem stehen die Verse:

Ganz vorne schritt ein Hampelmann
Der Kerl war mager wie ein Dichter
Und hatte bunte Lappen an
Und torkelte und schnitt Gesichter, — — —

Diese Verse zitiert Meyrink als Verse des toten Prager Dichters: Oskar Wiener.

Jetzt erhalten wir von Herrn Oskar Wiener einen Brief, in dem er uns die freudige Mitteilung macht, daß er noch lebt. Gerne geben wir seinem Wunsche Folge, diese in jeder Hinsicht erfreuliche Tatsache unsern Lesern mitzuteilen.

Die Redaktion.